

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Wahlen	115
Wortkunst und Tonkunst. Von Max Preyer	133
Melancholie. Von Max Mell	139
Thürboms Orientalis. Von Otto zur Linde	140
Max Kitzermann. Von Karl Scheller	144
Kursmache. Von Labou	150
Weimar	153

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Die Hypotheken-Abteilung des Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Carlton Hotels Astoria
 Restaurants früherer
 Berlin
 Unter den Linden 32.



The Cleopatra Cigarette Company Cairo

General-Vertreter für Deutschland

FRITZ STANGEN, Berlin-Wilmersdorf

Uhland-Strasse 138, 9.

Fernsprecher
Amt Wilmersdorf No. 652.



Selzer
 Laurence & Co., Hoff.



Natürl.
Mineralwasser.

Erfrischung. Selzer Gesundheit.

= Das beste wohlbekömmlichste Mineralwasser =
 Jahres-Consum 4 Millionen Flaschen.

General-Vertretung:

C. A. Gustavus Inh.: A. Pause, Schöneberger Ufer 23.

Fernsprecher: Amt 6 No. 2810. Amt 9 No. 5346.

Man verlange stets **Grosskarbener Selzer.**



Der **orthozentrische Kneller** D. R. P. angemeldet. American. Patent No. 828812 und andere Auslandspatente ist der anerkannt Beste, von den hervorragendsten Aerzten empfohl. u. nur bei unseren eigenen Firmen in Berlin, Frankfurt a. M., Hamburg künstlich Verblüffend einfach, hocheleg, sitzt unser Kneller fest ohne zu drücken; er überbrückt Tränenkanäle, verhilft Schielen d. seine absolut korrekte u. stabile Zentrierung, ist desh. d. vollkommenste Ersatz f. d. Brille u. eine Wohltat f. alle Kneller-legend Prosp. gr. **Alleinverk. nur: Orthozentrische Kneller Gesellsch. m. b. H.** Berlin W. Potsdamerstr. 182 (3 Min. v. Potsd. Pl.) d. 10. La. v. d. Eichhornstr. Man achte genau auf Firma u. lasse sich d. 3hnl. Preis nicht täuschen. Vor Nachahm. w. eindringl. gewarnt. **Grosse Auswahl in Brillen, Lorgnetten, Operngläsern, Prismen-Binocles.**

Missglückte Börsenspekulationen sind grösstenteils die Folgen ungenügender Information und Kontrolle. Rat und Auskunft gewissenhaft, unparteiisch, diskret durch **Bank- u. Börsen-Correspondenz „Vorsicht“, Dresden-A. 18.**



Waldemar Stahlknecht, Neuhausenleben

Kunstkeram. Erzeugnisse

Bronze-Gefässe u. Blumenkübel (Terrakotta)

schiefergraue geschliff. Fonds ☉ Pol. plast. Goldornamente

Wasserdicht! Dauerhaft!

Erhältlich i. d. Luxusgeschäften, wenn nicht auch direct.



Berlin, den 26. Januar 1907.

Wahlen.

Vergangenheit.

Am einundzwanzigsten August 1886 war Alexander von Battenberg aus seinem Konak über die bulgarische Grenze geschleppt worden. Er kam zurück, fragte in Petersburg demüthig an, ob er als Regent dem Zaren noch genehm sei, und verließ, als Alexander der Dritte die Frage schroff verneint hatte, am siebenten September das Wälsierland. Hielt sich seitdem in Deutschland auf, ging, zum Aerger des Kaisers Wilhelm, in der Uniform des preussischen Generals einher; und in den Zeitungen stand, er werde die Prinzessin Victoria von Preußen heirathen und in Straßburg als Statthalter residiren. Rußlands Stellung war in dem vom Berliner Vertrag geschaffenen Fürstenthum durch die täppische Brutalität des Generals Kaulbars schwierig geworden und die Panславisten schrien, die ganze Unannehmlichkeit sei dem deutschen Prinzen und seinen berliner Hintermännern zu danken. Schrien, trotzdem Kaiser und Kanzler, wi der den Wunsch einer lauten Volksminderheit, den Russen wohlwollende Neutralität gezeigt hatten. Erste Gefahr: austro-russischer Konflikt. Bismarck schlug vor, den östlichen Theil der Balkanhalbinsel als russische, den westlichen als österreichische Einflußsphäre abzugrenzen; eine Demarkation sei zunächst wenigstens in der Theorie möglich, also auch eine Präliminarverständigung nicht undenkbar. Zu dieser Verständigung kam nicht (weil Kalnoky mit seinen Ungarn nicht einig wurde); doch dem Deutschen Reich blieb die heikle Nothwendigkeit offener Option erspart. Zweite Gefahr: franko-russisches Bündniß. Seit dem siebenten Januar 1886 war Boulanger französischer Kriegsminister. Une haine commune konnte die Männer der Slavischen

Wohlthätigkeitgesellschaft den pariser revanchards vereinen. Am zehnten November 1886 schrieb Othlodwig Hohenlohe, der von Straßburg nach Paris gereist war, in sein Tagebuch: „Was mich während meines diesmaligen Aufenthaltes am Meisten frappirt hat, ist die Wendung, die in der Stellung des Generals Boulanger eingetreten ist. Noch im vergangenen Frühjahr wurde Boulanger als ein farceur angesehen, als kein Mann, mit dem man zu rechnen habe, als ein Streber, der lediglich persönliche Zwecke verfolge. Jetzt wird mir von urtheilsfähigen Leuten versichert, Boulangers Stellung sei eine andere geworden. Während er früher in einer gewissen Abhängigkeit von Clemenceau gestanden habe, hänge jetzt Clemenceau von ihm ab. Boulanger habe nicht allein die äußerste und radikale Linke, sondern auch die Opportunisten und damit die Majorität der Kammer auf seiner Seite.“ Er blende die Massen. „Wenn er noch zwei Jahre im Amt bleibt, wird die Ueberzeugung, daß Boulanger der Mann sei, der Deutschland besiegen und Elsaß-Lothringen zurückerobern könne, allgemein werden; und da Boulanger ein Mann ohne jegliche Skrupel ist, dessen Ehrgeiz sehr hoch geht, wird er die Massen zum Krieg fortreißen. Boulangers Fall sei sicher, sobald das Land, noch ehe der Kriegsenthusiasmus sich auf weitere Kreise verbreitet habe, einsehe, wohin es durch Boulanger geführt werden solle. Dann werde er weggesetzt werden; denn noch sei das Land friedlich und scheue den Krieg. In einem Jahr werde es anders sein. Nur wenn Deutschland den Krieg für unvermeidlich halte, könne es Boulanger weiterwirthschaften lassen. Dann werde der Krieg 1888 kommen“. In Ost und West hatte sich also der Himmel umzogen. Deutschland mußte zeigen, daß es den Willen und die Kraft habe, seinen Besitzstand zu wahren. Am fünf- undzwanzigsten November wurde eine neue Militärvorlage in den Reichstag gebracht. Am vierten Dezember von Moltke vertheidigt. „Wir mögen uns nach links oder nach rechts wenden, so finden wir unsere Nachbarn in voller Rüstung; in einer Rüstung, die selbst ein reiches Land auf die Dauer schwer nur ertragen kann. Das drängt mit Naturnothwendigkeit auf baldige Entscheidung hin. Noch in diesen Tagen sind die sehr erheblichen Anforderungen des französischen Kriegsministers in den Kammern anstandlos bewilligt worden. . . Die ganze Welt weiß, daß wir keine Eroberungen beabsichtigen. Mag sie aber auch wissen, daß wir Das, was wir haben, erhalten wollen; daß wir dazu entschlossen und gewappnet sind.“ Am dritten Januar 1887 schrieb der Kardinal-Staatssekretär Jacobini an den münchener Runtius Di Pietro: „Im Hinblick auf die nah bevorstehende Revision der Kirchengesetze, die, wie wir annehmen dürfen, befriedigend ausfallen wird, wünscht der Heilige Vater, daß das Centrum die Sep-

tennatsvorlage in jeder ihm möglichen Weise begünstige. Die Führer des Centrums würden durch Unterstützung des Septennates dem Heiligen Vater einen großen Dienst erweisen und die Sache der Katholiken fördern.“ Der Nuntius bat den Freiherrn von Franckenstein (Georg Arbogast, der gegen Bayerns Eintritt ins Reich gewesen war, sich dann für Ludwig den Zweiten gegen Luitpold erklärt hatte und nun der Centrumsfraktion vorsah), den Wunsch des Papstes dem Abgeordneten Windthorst mitzutheilen. Vergebens. Bismarck sagte: „Windthorst hustet auf das päpstliche Schreiben“; hoffte aber, der rheinische, westfälische, schlesische und bayerische Adel werde dem Welfen nicht folgen. Das Centrum bot ein Triennat an, wollte sich aber nicht für sieben Jahre binden. Moltke sprach noch einmal; Bismarck sechsmal. Alles vergebens. Warum gerade ein Septennat? Moltke antwortete: „Weil die Armee niemals ein Provisorium sein kann. Bewilligungen auf kurze Frist helfen uns nicht. Jede tüchtige militärische Organisation beruht auf Dauer und Stabilität.“ Bismarck konnte nicht antworten: „Weil man draußen auf einen Thronwechsel wartet und hofft, der nächste Deutsche Kaiser werde nicht so soldatisch fühlen wie sein Vater. Deshalb müssen wir zeigen, daß unsere Rüstung für sieben Jahre gesichert ist. Das wird unseren Feinden die Hoffnung nehmen, uns in absehbarer Zeit schwächen zu können.“ Die Mehrheit (das Centrum mit den ihm Affilirten, Deutschfreisinnige Partei, Volkspartei und Sozialdemokratie) blieb fest. Nach dem Schluß der Zweiten Lesung, am vierzehnten Januar 1887, wurde der Reichstag aufgelöst.

Drei Tage vorher hatte Moltke gesagt: „Wird das von der Regierung Verlangte abgelehnt, dann, glaube ich, haben wir den Krieg ganz sicher.“ Dieses Wort des in drei siegreichen Kriegen bewährten Strategen war die Wahlparole der Konservativen und Nationalliberalen (die ein Kartellvertrag für den Wahlkampf einte). Von der anderen Seite wurde erwidert: „Schwindel! In Frankreich denkt kein Rathgebender an Krieg. Die uns Regirenden glauben auch gar nicht an solche Absicht. All ihr Gerede von Boulangers Grenztruppenverstärkung, Barackenbau und Magazinanlage soll nur das Volk einschüchtern, damit es Abgeordnete nach Berlin schickt, die das Tabak- und Branntweinmonopol bewilligen und die Volkerechte noch mehr schmälern.“ War die Kriegsgesfahr wirklich Schwindel? Chlodwig war, als Statthalter im Reichsland, den Ereignissen nah und mußte wissen, was vorging. Am neunzehnten Januar notirt er (in Berlin): „Ich höre, daß das Verhältniß zwischen dem Kronprinzen und Bismarck wieder schlecht ist; wegen Battenberg. Der Kronprinz ist gegen die Auflösung. Seine liberalen Rathgeber hegen gegen Bismarck. Das Mißtrauen gegen Frankreich ist allgemein. Am Kronprinzlichen Hof, sagt Bleich-

röder, wünsche man, den Fürsten von Bulgarien zum Statthalter von Elsaß-Lothringen zu machen, damit er die Prinzessin Victoria heirathen könne, oder zum Reichskanzler.“ Am zweiundzwanzigsten Januar, nach einem Besuch beim Kanzler: „Bismarck hält für wahrscheinlich, daß der Krieg in nicht zu ferner Zeit ausbrechen werde. Die Zusammenziehung von Truppen, die Mobilmachung, nöthige uns zu gleichen Maßregeln. Im Auswärtigen Amt erfuhr ich, man habe eine Depesche nach Paris geschickt, um auf die Folgen aufmerksam zu machen, die das Vorgehen an der Grenze haben werde. Die Sache wird immer ernster.“ Aus Strassburg fragt er, in einem amtlichen Schreiben, den Kanzler, wie nach der Proklamirung des Kriegszustandes die Stellung des Statthalters sein werde. Noch an dem Tage der Wahl, dem einundzwanzigsten Februar, mahnt ein Erlaß Bismarcks den Fürsten, ernstlich an den Kriegsfall zu denken. Daß man in Berlin, Politiker und Generalstab, an die nahe Gefahr glaubte, ist danach nicht mehr zweifelhaft. Noch einmal schrieb Jacobini an den münchener Runtius; da mit dem Septennat auch religiöse Fragen zusammenhängen, habe der Papst dem Centrum die Annahme empfohlen. Graf Fürstenberg-Stammheim veröffentlichte eine von sechsunddreißig katholischen Adligen unterzeichnete Erklärung, in der „mit Schmerz“ konstatiert wurde, daß sich das Centrum Polen und Welfen verbündet, die nationale Politik bekämpft und nun gar mit der Demokratie zum Kampfe vereint habe; die Gründung einer konservativen Katholikerpartei dürfe nicht länger aufgeschoben werden. Auch aus dem Bereich des schlesischen Adels kamen solche Stimmen. Schon hoffte man, die Macht des Centrums, das seit 1874 über neunzig Mandate hatte, endlich wanken zu sehen. Dieser Wunsch ward nicht erfüllt. Die Kartellparteien gewannen (für eine Legislaturperiode) vierundsechzig Sitze: und damit war die Annahme des Septennates gesichert. Diese Mandate waren aber den Freisinnigen (34), der Volkspartei (8), den Welfen (7) und der Sozialdemokratie (14) abgejagt. Das Centrum verlor nur einen Sitz.

Die Erinnerung an die Februarniederlage schreckte die Sezessionsisten-Gruppe der Freisinnigen Partei, als Caprivi seine Militärvorlage einbrachte. Die Lage der Regierung war nicht mehr so bequem wie sechs Jahre vorher. Am sechsten November 1892 war Schlodwig beim Kanzler und notirte dann: „Caprivi hält die Militärvorlage für absolut nothwendig. Doch habe er große Schwierigkeiten mit dem Kaiser gehabt, der sich verschiedene Male gegen die zweijährige Dienstzeit ausgesprochen habe. Jetzt habe er aber zugestimmt und werde nun daran festhalten. Diese schwankende Haltung des Kaisers hat auch veranlaßt, daß sich so viele Generale dagegen erklären, um sich beim Kaiser

beliebt zu machen und Caprivi zu stürzen.“ Noch nach der Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld hatte Wilhelm, mit deutlicher Beziehung auf die zweijährige Dienstzeit, gesagt, eine kleine, stramm erzogene Truppe sei ihm lieber als ein großer Haufe, dems an der rechten Zucht fehle. Der Kanzler selbst, der auf diesem Gebiet immerhin sachverständig war, hatte das Wort Bismarcks citirt, „daß wir mehr Gewicht auf gute als auf viele Truppen legen müssen“; und erklärt, er wolle das Geshaffene nur „innerlich konsolidiren“. Dann kam die Einföhrung zweijähriger Dienstzeit. Wieder ein Versuch, von Rom aus auf das Centrum zu wirken. Der (von den Verbündeten Regirungen angenommene und zur Wahlparole außersehung) Antrag des Freiherrn von Huene. Die Bemühung der Kirchenfürsten. Eine Neujahrsrede des Kaisers („Ich werde die Opposition zerschmettern“). Wieder Alles vergebens. Die Gegner der Vorlage hatten eine Mehrheit von achtundvierzig Stimmen; trotzdem die Freisinnige Partei sich gespalten und Herr von Koscielski seine Freunde zur Annahme überredet hatte. Am sechsten Mai 1893 wurde der Reichstag aufgelöst. Drei Tage danach sagte der Kaiser auf dem Tempelhofer Feld: „Eine Minorität patriotischer Männer hat gegen die Majorität nichts zu erreichen vermocht. Dabei sind leidenschaftliche Worte gefallen, welche unter gebildeten Männern ungerne gehört werden. Ich mußte zur Auflösung schreiten und hoffe von einem neuen Reichstag die Zustimmung zur Militärvorlage. Sollte aber auch diese Hoffnung täuschen, so bin ich gewillt, Alles, was ich vermag, an die Erreichung derselben zu setzen; denn ich bin zu sehr von der Nothwendigkeit der Militärvorlage, um den allgemeinen Frieden erhalten zu können, überzeugt.“ Bundesfürsten und Generale riefen die Wähler gegen die Koalition Lieber-Richter-Bebel zum Kampf; diesmal, hieß es, handelt sich um die Ehre, die Sicherheit, die Zukunft des Deutschen Reiches. Siebenzehn Herren aus dem Wahlbezirk erbaten und erhielten Geld für den Wahlfonds der liberalen Parteien, die für die Militärvorlage gewonnen waren. Ledochowski, Kopp, Stableski redeten den ihrem Wort Zugänglichen ins Gewissen. Dem Centrum wurde, weil ein paar Grafen und andere Edle vernehmlich murkten, Schwächung und Zerfall vorausgesagt. Der Beitstag, der die Wahl brachte, entriß ihm wirklich zehn Mandate; doch blieb es, mit sechsundneunzig Stimmen, die weit-aus stärkste Fraktion. Zwölf Herren hatten bei der Abstimmung dem Kommando Liebers nicht gehorcht; die Rittmeister Prinz Arenberg, Grafen Ballestrem und Chamaré, der Major Freiherr von Huene, der Kammerherr Graf Adelman, drei Freiherrn von Schorlemer waren die Führer dieser kleinen Schaar, die als die „Gruppe national empfindender Katholiken“ gepriesen

wurde. Eine Mehrheit, zu der Rickerts Freisinnige Vereinigung sich den Antifemiten, die Nationalliberale Partei sich den Polen verband, öffnete dem Schmerzskind Caprivi endlich die Thür. Herr von Stumm bekam das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern. Herrn von Kobzielski telegraphirte der Kaiser: „Ich danke Ihnen und Ihren Landsleuten für Ihre Treue zu mir und meinem Hause. Sie sei ein Vorbild für Alle. Für Ihre hingebende Arbeit verleihe ich Ihnen den Kronenorden Zweiter Klasse.“ Dem Grafen Caprivi wurde der „unauslöschliche Dank“ und der Wunsch des Kaisers ausgesprochen, „Ihre unschätzbaren Dienste dem Vaterland noch lange erhalten zu sehen.“ Bartel nur, war uns gesagt worden: sogleich zeigt sich Euch der chemische Prozeß, in dem ungleichartige Körper aus einer Verbindung in eine andere streben. Wir warteten; fanden aber nur die Lehre der „Wahlverwandtschaften“ bestätigt: „Bald werden diese Wesen sich als Freunde und alte Bekannte begegnen, die schnell zusammentreten, sich vereinigen, ohne an einander Etwas zu verändern, wie sich Wein mit Wasser vermischt. Dagegen werden andere fremd neben einander verhärten und selbst durch mechanisches Wischen und Reiben sich keineswegs verbinden; wie Del und Wasser, zusammengerüttelt, sich den Augenblick wieder auseinanderfondert.“ So kam's. Das Del schied sich rasch wieder vom Wasser: das Laugensalz, das die Verbindung sichern sollte, war nicht zu haben. Der Chemiker, dessen Meisterstück angekündet war, erwies sich als Stämper. Und von Vereinigungslust war nichts mehr zu spüren.

Bismarck wollte den Feinden in Ost und West die Wehrkraft des jungen Reiches beweisen und konnte deshalb nicht nachgeben; konnte auch das Trienat nicht annehmen. In drei Jahren stand er, stand Moltke vielleicht nicht mehr auf dem selben Platz; wessen Autorität setzte dann das dem Reich Nothwendige durch? Caprivi war als Politiker ohne Erfahrung, hatte der Frage, wie die Kosten der Heeresvermehrung zu decken seien, nicht früh genug eine den großen Parteien genehme Antwort gefunden und durfte, als der Kaiser auf seine Seite getreten war, nicht mehr zurück. Das Centrum hat in beiden Fällen den Kampf aufgenommen und ohne Lebensgefahr durchgefochten. Die Annahme der Vorlagen hat es nicht zu hindern vermocht; sich aber als stark und standhaft bewährt. Nach der Schlacht konnte es stolz fragen: „Nennt Ihr uns noch die Partei der Ultramontanen? Ihr habt Weisungen über die Alpen geholt. Wir haben ihnen nicht gehorcht; nur dem Mahnruf unseres Bürgergewissens. Den Kardinälen, dem Papst selbst ist nicht gelungen, unseren Willen zu beugen.“ Das gefiel dem Wähler. Unsere Abgeordneten, hieß es, sind tüchtige Kerle und fürchten sich nicht. Die paar Apostaten blieben vereinsamt oder retteten sich, als an ein Schisma nicht

mehr zu denken war, rasch wieder in die alte Gemeinschaft. Die Einheit der Partei war nicht geschwächt; die Macht der Fraktion wuchs von Jahr zu Jahr.

Gegenwart.

Alles wiederholt sich nur im Leben. Doch was heute geschieht, gleicht nie völlig gestern Geschehenem. Seit der Kaiser Windthorst wie den edelsten Patrioten geehrt und den Kardinal Ledochowski gebeten hat, „das Vergangene zu vergessen“, lächeln die vom katholischen Volk Erwählten, wenn man sie Reichsfeinde nennt. Mit Recht sagt Professor Martin Spahn in seinem Buch „Das Deutsche Centrum“: „Im März 1895 übernahm das Centrum die Präsidialgeschäfte des Reichstages; es übernahm zugleich den Hauptantheil an der gesetzgeberischen Arbeit des Reichstages, übte auch fortan auf deren formelle Behandlung wie materielle Gestaltung den stärksten Einfluß aus. Das Centrum hat diesen Einfluß bisher behauptet, obwohl es niemals über mehr als ein Viertel der Reichstagsitze verfügte. In der Fraktion lebte das Hochgefühl, daß sie sich mehr als die anderen geschult hatte, aus den Prinzipien der Verfassung heraus politisch zu denken. Leitend ließ sie sich als führende Fraktion von dem Gesichtspunkt, daß der Reichstag, beim Mangel einer ausgebildeten Reichsregierung und kraft seiner bis zum niedrigsten Bürgerreichenden Volksvertretung, mit stärkerer Verantwortung und auf wichtigere Art als andere Parlamente das Leben des Reiches mitträgt und miterzeugt. Ein Zusammenarbeiten von Centrum, Konservativen und Nationalliberalen wurde die Regel. Stetigkeit kam in die Gesetzgebung wie in die Budgetpolitik.“ Mancher Staatssekretär würde dieses stolze Urtheil im stillen Amtszimmer unterschreiben; und der Kanzler hätte ihm vor acht Wochen noch laut zugestimmt. Dennoch wiederholt sich nun das 1887 und 1893 Erlebte. Alles: sogar der Behruf rheinischer und schlesischer Adelige, die Bankkollekte und die Weisagung, der Centrumsmacht habe die letzte Stunde geschlagen. Und wieder hören wir, die Ehre, die Sicherheit, die Zukunft des Deutschen Reiches stehe auf dem Spiel. Am dreizehnten Dezember hat Fürst Bülow gesagt: „Es handelt sich um die Frage, ob wir unsere Waffenehre, ob wir unsere Stellung in der Welt, ob wir unser Ansehen gefährden wollen.“ Wodurch gefährden? Durch den Beschluß, aus dem südwestafrikanischen Schutzgebiet die Truppen so schnell heimzubefördern, wie das Centrum verlangt hat. Und darum Räuber und Mörder? Dadurch soll Deutschlands Waffenehre, seine Stellung in der Welt, sein Ansehen gefährdet sein? Solche Tiraden dürften auf mündige Menschen nicht wirken. Fünf Wochen nach der Auflösung dröhnte die Pauke noch lauter. Herr

von Wildenbruch, der als Dichter längst bewiesen hat, daß er ein sehr guter Patriot, doch ein schlechter Politiker ist, behauptete in einem (zwischen den Formen des Bardenliedes und des Leitartikels schwankenden) Erlaß an sein Volk, den Deutschen sei zugemuthet worden, „ihre Brüder drunten in Afrika preiszugeben“. Und der Kanzler, der mit dem in politicis schlechten Gedächtniß seiner Landsleute rechnet, fragte: „Hat nicht das Centrumgemeinsam mit den Sozialdemokraten die Regierung zwingen wollen, die Truppenstärke auf dem Kriegsschauplatz vor völliger Einstellung der Operationen von einem bestimmten Termin ab auf zweitausendfünfhundert Mann herunterzusetzen?“ Darauf ist zu antworten: Nein; erstens hat das Centrum nicht „gemeinsam mit der Sozialdemokratie“ gehandelt (nur in der Negation haben sich die beiden Parteien zusammengefunden); zweitens hat es nicht die Herabsetzung der Truppenstärke, sondern nur die dazu nöthige Vorbereitung „von einem bestimmten Termin ab“ verlangt; drittens hat es angenommen (und konnte nach den amtlichen Auskünften annehmen), daß beim Abschluß dieser Vorbereitungen die kriegerischen Operationen schon „völlig eingestellt“ sein würden. Dumm sind die Centrumsmänner nicht; und nur ein Tropf konnte riskiren, Deutschland in Südwest wiffentlich wehrlos zu machen. Nur eine Partei gewissenloser Tröpfe, die nicht bedachte, was auch für sie auf dem blutigen Spiel stünde, wenn die Rebellion der Hottentoten mit neuer Kraft aufblühte und durch die Schuld dieser Partei neue Opfer an Blut und Geld nöthig würden. Der Verlauf der Sache war ungemein einfach. Das Centrum hat sich gesagt: Der Krieg, so erklärt man uns, hat seine Schrecken verloren; also werden vom Juni an zweitausendfünfhundert Mann genügen; und diese Ziffer müssen wir einstweilen fordern, um 1908 den Wählern beweisen zu können, daß wir für Sparsamkeit gesorgt haben. Der Glaube an diese Möglichkeit stützte sich auf Briefe aus Afrika, in denen Offiziere und Mannschaften schrieben, so lange drüben Ernstes zu thun gewesen sei, hätten sie gern das elende Leben ertragen, sehnten sich jetzt aber nach Haus und fänden, für die noch zu leistende Arbeit brauche man nur eine Polizeitruppe nach britischem Muster. Der Kanzler konnte, wie erst Jahre lang gethan hatte, mit den Führern des Centrums verhandeln; ihnen zeigen, daß sie die Ausdehnung der Kolonie, die Bedürfnisse der Stationen, die Schwierigkeit des Rücktransportes unterschätzten; oder warten und im Februar, vielleicht erst im März sagen: Liebe Herren, wir sind nicht so weit, wie wir zu sein hofften, und müssen leider mehr Truppen drüben behalten, als Ihr uns gewähren wolltet. In beiden Fällen wäre die Zustimmung sehr leicht zu haben gewesen. Schon im Dezember. Ein gutes Wort: und das Centrum lieferte die zur Mehrheit nöthigen Stimmen.

Das gute Wort wurde nicht gesprochen; man wollte den Bruch. Thatbestand: Das Centrum hat am dreizehnten Dezember eine Vorlage abgelehnt, die am siebenundzwanzigsten Dezember nicht mehr in den Reichstag gebracht, deren Kreditforderung nach der Kapitulation der Bondelzwarts gemindert worden wäre. Heute würden die militärisch Sachverständigen sich wahrscheinlich mit dem vom Centrum Angebotenen begnügen. Daß eine Regierung sich über das Tempo der Rücktransporte aus einer einstweilen nicht mehr gefährdeten Kolonie mit dem Parlament nicht sofort einigen kann, ist kein Ereigniß, das die Waffenehre, die Weltstellung, das Ansehen eines großen Reichs zu beeinträchtigen vermag. Wer uns solches Märlein erzählt, hält uns für Kinder.

Wortschälle sollen uns täuben. Zuerst lasen wir einen Brief, den der Kanzler an den Generalleutnant von Liebert, Waldersees Schüler, geschrieben hatte; einen selbst von den Freunden der Fürsten besetzten Brief. Vor dem Schreiben mußten Rhetoren dieses Schlages sich hüten. So lange sie reden, gehts allenfalls noch; vielleicht war die Rede improvisirt, der Inhalt nicht präzise wiedergegeben. In Geschriebenem sucht man irgendeinen Gedanken, irgendwelche Substanz; und die können diese Leute nicht bieten. Der Brief brachte Banalitäten, ungenaue und unrichtige Angaben. Ein Beispiel. Fürst Bülow behauptet, bis ins Frühjahr 1906 habe das Centrum „der Besichtigung, seine parlamentarische Stärke zu mißbrauchen, nicht nachgegeben“, den Kanzler also auch nicht gezwungen, sich nach anderer Hilfe umzusehen. Diese Angabe ist als falsch erwiesen, seit Herr Dernburg aus den Akten mitgetheilt hat, was unter Stuebels Direktion in der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes geschehen ist. Stammt der Nothschrei über das Caudinische Joch etwa aus dem Jahr 1906? Zweites Beispiel. Eugen Richter soll „im letzten Jahrzehnt“ den Kampf gegen die Sozialdemokratie begonnen haben. Diesen Kampf führte Richter schon, als Lassalle die liberale Bourgeoisie befehdelte und gegen der Fortschrittspartei angehörige Beamte Bismarcks Hilfe anrief. Das ganze Schriftstück kann nur den Glauben nähren, daß der oberste Reichsbeamte die Geschichte Preußens und seiner Parteien nicht kennt. Jeder Duzendjournalist hätte die Sache besser gemacht; und keine große Zeitung hätte den Brief abgedruckt, wenn er nicht vom Kanzler unterzeichnet gewesen wäre. Daß ein Hirn von dieser Kapazität den immerhin beträchtlicheren Kobespieire (von dem Mirabeau sagen konnte: *Il croit tout ce qu'il dit*) einen „wildgewordenen Spießbürger“ nennt und Bonaparte, dem Retter des Konvents (trotzdem die politische, die caesarische Rolle des Korsen erst unter dem Directoire begann), die „Befreiung des französischen Volkes von der Schreckensherrschaft der

Jacobiner und Kommunisten" zuschreibt, soll nicht vergessen werden. Als der entkräftete Jakobinerklub aus dem Saal der Rue du Bac, seiner letzten Zufluchtsstätte, vertrieben und endgiltig aufgelöst wurde, war Bonaparte in Ägypten; und eine kommunistische Gefahr (die ja nur von der Verschwörung der Babeuisten drohte) war nicht mehr zu fürchten, seit Babeuf auf der Guillotine geendet hatte. Wenigstens erth bleibt nur der Wunsch des Herrn Reichskanzlers, künftig über zwei Mehrheitsmöglichkeiten verfügen zu können; und das dem Centrum aufgestellte Zeugniß: „Die wichtigsten Aufgaben, die Verstärkung der Seewehr, die Handelsverträge, die Finanzreform, sind mit Hilfe des Centrum's gelöst worden.“ Eine Partei, die das dem Reich Wichtigste bewilligt, kann sich, wie mir scheint, sehen lassen; besonders, wenn sie, wie der Kanzler bescheinigt, als Lohn nicht die „Preisgabe staatlicher Hoheitsrechte“ verlangt hat. Dennoch wird „zum Kampf für Ehr' (bitte, das Apostroph zu beachten!) und Gut der Nation gegen Sozialdemokraten, Polen, Welfen und Centrum“ gerufen. So leben wir. Die Welfen haben aus dem Munde des Kaisers das verheißende Psalmenwort „Recht muß Recht bleiben“ gehört; die Polen das Lob ihrer Treue, die „für Alle ein Vorbild sein möge“; das Centrum war elf Jahre lang die festeste Stütze der Verbündeten Regierungen. Im Hochsommer 1900 telegraphirte Wilhelm an Chlodwig: „Bürgerliches Gesetzbuch und zwei Flottenvorlagen: zwei so wichtige Maßregeln für die innere und äußere Entwicklung unseres Vaterlandes sind noch von keinem Kanzler je gegengezeichnet worden.“ Diese Maßregeln hatte nur die Mitwirkung des Centrum's ermöglicht. Im November 1906 hatten nur Centrum, Polen und Welfen gegen die internationale Politik des Kanzlers nichts einzuwenden und der Führer der Centrumspartei wiederholte das Wort (das Herr von Bismarck, recht unsauftisch und ungoethisch, „beinahe eben so groß wie eine That“ scheint): „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts auf der Welt.“ Sechs Wochen nach muß das Volk aufstehen und alte Feindschaft bestattet werden; denn es gilt, Ehr' und Gut der Nation gegen Polen, Welfen und Centrum zu schützen.

Nach der traurigen Epistel kam wieder eine Rede. „Sie Alle kennen das goethische Wort: Was ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages.“ Von den Herren, die mit dem Redseligen am Tisch saßen, kannten gewiß höchstens drei den Satz. Ich glaube, daß auch der Kanzler ihn erst seit dem zwölften Januar kannte, wo er ihn in der Vossischen Zeitung gefunden hatte; glaube, daß er ihn nicht citirt hätte, wenn ihm der ganze Wortlaut bekannt gewesen wäre. Der heißt nämlich: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, Deine Pflicht zu thun,

und Du weicht gleich, was an Dir ist. Was aber ist Deine Pflicht? Die Forderung des Tages". Dieses Citat auf der Lippe eines Mannes, der sich stets wohlgefällig betrachtet, die Gelegenheit zu nützlichem Handeln fast immer veräußert hat und sein Rühmchen nur Reden dankt: difficile est, satiram non scribere. Diese Satire braucht aber nicht erst geschrieben zu werden; spottet seiner selbst und weiß nicht, wie: könnte es, auch goethisch, von dem durchlauchtigen Redner heißen. „Ich bin froh, sagen zu können, daß an der Spitze der Kolonialabtheilung jetzt eine außergewöhnlich tüchtige und umsichtige Kraft thätig ist. Es ist Herrn Dernburg in kurzer Zeit gelungen, das erschütterte Vertrauen in Werth und Verwaltung unserer Kolonien neu zu beleben.“ Wer ist schuld daran, daß dieses Vertrauen erschüttert wurde? Vor neun Jahren ist Herr von Bülow Staatssekretär, vor sechs Jahren Graf Bülow Reichskanzler geworden: und erst im Herbst 1906 fand er für die Kolonialabtheilung eine „tüchtige Kraft.“ (Des Suchens Mühe blieb dem Bequemen erspart; der Name des Umsichtigen wurde ihm zum Frühstück servirt). Während er in der Wilhelmstraße thronte, waren die Herren von Richthofen, von Buchta, Stuebel, Erbprinz zu Hohenlohe, Langenburg Kolonialdirektoren; ihm also untergeben. Hat er sie kontrollirt? Die Kolonialwirthschaft vor fortwirkenden Fehlern bewahrt? Die Ingerenzversuche der Arenberg, Spahn, Koeren abgewehrt? Nein. Unter seiner Verantwortlichkeit sind die ärgsten Mißgriffe gemacht worden; sind aus Berlin die Depeschen nach Atalpa weggegangen, in denen stand, alle Beleidigungsklagen Beamter gegen Missionare seien dem Auswärtigen Amt „höchst unerwünscht“ und der Bezirksleiter Schmidt könne nicht weiter im Dienst verwendet werden, wenn er, als Kläger, nicht in die Vertagung seines Prozesses willige; hatte das Auswärtige Amt aus der Hand des Prinzen Arenberg eine Behmliste angenommen und sich bemüht, alle darin genannten Beamten aus Loga zu entfernen. Der Mann, der von 1897 bis 1906 diesen Zustand geduldet hat, klagt nun über die Erschütterung des Vertrauens. Die widrige Sitte, jede Mordgeschichte und jeden Sexualklatzch von der Tropenküste in den Reichstag zu schleppen, ist hier früh und oft genug getadelt worden; schließlich ist aber nicht zu leugnen, daß ohne das Mordaliren der Erzberger und Genossin Vorschuberni nicht vom Platz gewichen, die „außergewöhnlich tüchtige und umsichtige Kraft“ der Darmstädter Bank erhalten geblieben (oder übers Meer gezogen) wäre. Herr Dernburg hat in München behauptet, bisher habe Deutschland überhaupt keine Kolonialpolitik gehabt. Ist diese Kritik richtig, dann trifft sie keinen Lebenden härter als den Kanzler des Deutschen Reiches. Der hat jetzt eine neue Entdeckung gemacht. „Zur Entwicklung der Kolonien brauchen wir

die Paarung konservativen Geistes mit liberalem Geist. " Einen so hohen Herrn muß man artig behandeln; darf man mit schuldiger Ehrfurcht nur bitten, den Sinn dieser dunklen Rede zu erklären. Konservativer und liberaler Geist (im Sprachgebrauch des Parteilebens, um den sich hier handelt) bringt unsere koloniale Arbeit nicht um eines Fußes Breite vorwärts; zu dieser Arbeit brauchen wir Geld, organisatorisches und kaufmännisches Talent, Kenntniß des schwarzen Menschen, unbetrihbaren Kassenegeiemus und zähe Geduld; brauchen wir für den Nothfall tapfere Soldaten. Wenn wir das Alles haben, können die gepaarten Parteigeister hinterm Ofen bleiben. Die wurden ja auch nur beschworen, weil der Redner einen Uebergang zur Aussprache des Wunsches suchte, die Wahl möge ihm eine aus Konservativen und Liberalen zu bildende Mehrheit bescheren.

Die Tafelrede ist sehr lang, ist aber rasch verklungen; sie heute noch ausführlich zu kritisiren, wäre ein eben so billiges wie thörichtes Vergnügen. Das Alltagskonfliktchen, das den Vorwand zur Auflöschung des Reichsparlaments geliefert hat, erinnert den Kanzler an die Kämpfe aus der Zeit der Ottonen, Salier und Staufer. (Nur auch: aber wie die *Batrachomyomachia* an die Nias erinnert.) Die Vorbildung der deutschen Beamten findet er unzureichend. (Natürlich: er braucht Prügelknaben und weiß, daß der Deutsche sich immer freut, wenn seinen Beamten ein häßlicher Lappen aus Zeug gestickt wird; sollte aber auch wissen, daß steter Tadel die Arbeitslust und Leistungsfähigkeit der Beamenschaft nicht steigern kann.) Dem Centrum wirft er vor, es habe „brave deutsche Soldaten vor dem Feind im Stich gelassen“. (Zur Ausführung eines so tüchtigen Planes wäre im Bereich des Ewigen Bundes keine Partei stark genug; denn vor dem Feind gilt nur der Wille des Kriegsherrn. Der hier mehr als einmal unklug genannte Centrumsantrag wollte brave deutsche Soldaten, nach beendetem Krieg, früher in die Heimath zurückbefördern, als der Generalstab damals für möglich hielt.) Wirft er ferner vor, durch Ablehnung des Bahnbaues die Kriegskosten des Reiches um viele Millionen vermehrt zu haben. (Richtig. Wer aber hat fast anderthalb Jahre gezögert, ehe er das Geld zum Bau der über den Baiweg zu führenden Eisenbahn, die Generalleutenant von Trotha „als absolute Nothwendigkeit“ gefordert hatte, vom Reichstag erbat? Der Kanzler. Wer ist schuld daran, daß die Strecke Kubub-Keetmanshoop, für die im Dezember eine Mehrheit zu haben war, noch jetzt nicht bewilligt ist? Der Kanzler. Wer hat die Reichskasse also um die meisten Millionen geschädigt? Der Kanzler.) Persönliches Regiment? Nicht dran zu denken. (Merkwürdig; warum hat der Kanzler seinen Besuchern dann so oft vorgestöhnt, wie viel er verhindern müsse und verhindert habe?) Siegt das Cen-

trum, dann jauchzt das Ausland. (Unvorsichtig: denn dieser Sieg ist ja möglich; und falsch: denn unserem nächsten Nachbar und seinen Freunden wäre, nicht nur des Orients wegen, ein deutsch-römischer Zwist gerade jetzt sehr willkommen.)

Nach all dem Gerede ist's nöthig, in nüchterner Ruhe noch einmal auszusprechen, was ist. Vor siebenzehn Jahren wurde Biemarck gescholten, weil er zu einem von Windthorst erbetenen Gespräch bereit gewesen war. Seine Nachfolger sind mit Windthorsts Erben intim geworden und haben sich dadurch im Parlament wenigstens ein bequemes Leben gesichert. Heer und Flotte, Sozial- und Finanzreform, Bürgerliches Gesetzbuch und Zolltarif: das Centrum war für alle wichtigen Vorlagen zu haben. Wurde manchmal mit winzigen, manchmal mit ansehnlichen Geschenken dafür belohnt. Und schuf sich, wie in jedem Parlament noch jede starke Partei, einen unsichtbaren Einflußkanal, der in die Reichsämter und Ministerien mündete. Solche Lechtelmechtel, die der Erfahrene im Dunkel wittert, verschmäht weder das Member of Parliament noch Monsieur le Député; gefährlich werden sie erst, wenn schwache Seelen im Wächteramt sitzen. Unter Caprioli hatte das preußische Volk Schulgesetz, dann die Militärvorlage noch die Zeit junger Liebe getrübt; doch schon seine „rettende That“, die antibismarck'sche Zollpolitik, wurde nur durch die Mitwirkung des Centrumsbemöglicht. Der Abgeordnete Lieber war im Parlament der mächtigste Mann und bei allen Reichsbehörden als Konsiliarius beliebt; er wollte zunächst die Bildung eines neuen Protestantenkartells um jeden Preis hindern und dann die Vorherrschaft seiner Partei stabiliren. Das gelang. Als Ehlodwig kam, „voll, og er“, wie Professor Spahn tollkoll sagt, „seinen Eintritt in das Amt in einer den Verhältnissen geschickt angepassten Weise“. Das heißt: er hat blinzelnd, die bayerischen Kulturkampfjüden ihm nicht länger nachzutragen. Alles war in schönster Ordnung. Das Centrum konnte sich rühmen, die deutsche Wehrkraft reichlicher gespeist zu haben, als je in den Tagen konservativ-liberaler Mehrheit geschehen war; konnte öffentlich, ohne irgendwo Widerspruch zu finden, erklären: „In den Fragen internationaler Politik haben wir uns zur Gewissenssache gemacht, bis an die äußerste Grenze der Möglichkeit zu gehen, um ohne alle Parteiunterschiede den Reichstag geschlossen an der Seite der Regierung zu halten“. Unter Bülow wurde die Herzlichkeit des Verhältnisses so weithin erkennbar, daß sie die Evangelischen zu ärgern anfing. Das Centrum, hieß es, findet immer Gehör, wird immer gehätichelt; seine Führer werden im Kanzlerhaus allen anderen Gästen vorgezogen, und wenn Herr Deterer aus München nach Berlin kommt, wird er von Seiner Durchlaucht wie ein Souverain empfangen. Im März 1904 wurde der zweite Para-

graph des Jesuitengefetzes aufgehoben; und Graf Bülow sagte: „Wir müssen von beiden Seiten vermeiden, ohne Noth an den modus vivendi zu rühren, den im Jahr 1887 die Weisheit des Fürsten Bismarck im Verein mit der Weisheit des verewigten Papstes gefunden hat. Was soll dabei herauskommen, wenn in der Weise, wie es zu meinem Bedauern neuerdings (vom Evangelischen Bund) geschehen ist, der Kampf der Lehre, der Prinzipien, der Doktrin auf das politische Gebiet übertragen wird? Ich halte es für eine der größten staatsmännischen Leistungen des Fürsten Bismarck und für sein unsterbliches Verdienst, daß er verstanden hat, den Kulturkampf beizulegen. Von einem neuen Kulturkampf will die große Mehrheit des deutschen Volkes nach meiner Ueberzeugung nichts wissen.“ Das Centrum zeigte sich dankbar; es versagte dem Kanzler keines Herzenswunsches Erfüllung und war stets bereit, ihm gegen jeden Angriff, jede scharfe Kritik Schutz zu gewähren. Noch im November 1906. Die Ablehnung des Bahnprojektes und des Kolonialamtes war nicht als casus belli betrachtet worden. Kolonialsachen! Wer fragte danach? Wen interessirte der südwestafrikanische Krieg? In der Zeit der schlimmsten Skandale badete Fürst Bülow, der doch wieder kerngesund sein sollte, in Rorderney, war Prinz Hohenlohe auf Urlaub, wurden die Kolonien vom Geheimrath Rose regirt. Auf einem Gebiet muß das Centrum beweisen, daß es nicht unter allen Umständen gouvernemental sein will. Laßt ihm das Vergnügen. Die katholische Gewerkschaft verlangt's und wir können's ertragen.

Herbst 1906. Allmählich muß man an die Vorbereitung zur nächsten Wahl Schlacht denken. Hundert Sitze sind nicht ganz leicht zu vertheidigen. Mißstimmung im Reich; überall die Erkenntniß oder die Ahnung, daß Deutschlands Zukunft bedroht ist; überall wird die Schwachheit der Regirenden, die von Jahr zu Jahr fühlbarere Hinneigung zu unzeitgemäßem Kryptoabsolutismus getadelt. Ihr, werden die Wähler uns zurufen, habt Alles mitgemacht, habt Euch, seit Windthorst tot ist, zu Lämmlein gewandelt. Wir sind keine Adelspartei mehr und müssen mit demokratischen Stimmungen rechnen. Auch locken die Diäten jetzt die Bayern, mit denen nicht zu spaßen ist, nach Berlin. Ein Glück, daß wir unseren Erzberger haben. Der kann getrost den Mund noch etwas weiter aufthun. Rechts und links ist kaum Einer noch mit dem Kanzler zufrieden. Unser Schutztruppendienst kann gefährlich werden. Noch aber ist Treue kein leerer Wahn. Noch findet Herr Spahn, nach Algestraß, keinen Grund zur Unzufriedenheit. Da rügt Herr Roeren den neuen Kolonialdirektor. Hestige Replik. Gröblich beleidigende Duplik. Die Fraktion mißbilligt die Schimpfsrede des Oberlandesgerichtsrathes und rügt seine Leichtgläubigkeit. Doch die Presse

schreibt Koerens Schuld aufs Parteikonto: also muß man sich ein Bißchen gekränkt stellen. Ihr fordert neunundzwanzig Millionen? Wir geben nur zwanzig. (Während oder nach der Zweiten Lesung wird sich schon Alles finden.) Die messages of love bleiben diesmal aber aus. Der Kanzler hat schnell gelernt, was er thun muß, um Applaus zu erlangen. Die Situation ist noch genau so wie im November. Alles Wichtige für ein Schmeichelwörtchen vom Centrum zu haben. Ist eine wirksame Wahlparole aber nicht noch wichtiger? Also Auflösung und Kampf gegen das Centrum für die apostrophirte Ehre der Nation.

... Alles wiederholt sich nur im Leben. Doch was heute geschieht, gleicht nie völlig gestern Geschehenem. Die Reichstagsauflösung war diesmal nicht von sachlicher, sondern von persönlicher Politik geboten; von dem Bedürfnis, das Volksempfinden jäh von der Kritik gemachter Fehler und erlittener Niederlagen abzulenken. Der Nachtragskredit, dessen Kürzung leicht zu vermeiden war, lieferte den willkommenen Vorwand. Inter pocula hat Fürst Bülow gerufen: „Ein Reichstag, der in nationalen Fragen nicht versagt: Das ist die Forderung des Tages“. Diesen Reichstag hatte er. Einen, der ihm alles Unentbehrliche bewilligte. Er hat ihn aufgelöst, weil er endlich wieder lauten Applaus hören, sich mit dem Lorbeer des Siegers kränzen oder fürs Frühjahr einen guten Abgang sichern wollte. Niemals ist, seit die Deutschen wieder ein Reich haben, unter so unhaltbarem Vorwand, so inhaltlosem Feldgeschrei ein Wahlkampf begonnen worden. Doch vielleicht war Beute zu holen. Auf in den Kampf!

Zwischenpiel.

Daß die Auffassung, der ich am zweiundzwanzigsten Dezember hier zuerst Worte gab, richtig war, ist mir seitdem aus allen Parteilagern bestätigt worden. Laut darfs freilich kein dem neuen Kartell Angehöriger sagen. Aber ich habe einen Zeugen: einen alten, in allen Taktikerkünsten erfahrenen Parlamentarier. Am vierzehnten Dezember 1906, zwölf Stunden nach der Auflösung, erschien im „Tag“ ein Leitartikel, aus dem ich ein paar Sätze anführen will. „Das Centrum denkt sicher nicht daran, in eine Oppositionstellung abzuweichen. Ohne das Centrum läßt sich, wie die Dinge heute liegen, keine regierungsfähige Mehrheit bilden. Die freisinnigen Gruppen sind weder stark noch entschieden positio genug, um das Centrum als Glied einer solchen zu ersetzen. Schon ihre mehr freihändlerische und antiagrarische Richtung bildet eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen und den alten Kartellparteien. Das leuchtet auch so ein, daß der Gedanke einer Reichstagsauflösung gegen das Centrum als Rothhelfer dienen muß. Das aber ist reinste Phantasterei. Eine

solche, lediglich um einen Schlag gegen das Centrum zu führen, ist frivole Gedankenpielerei. Koloniale Häßleien bieten sicher keine wirksame Wahlparole; am Wenigsten in einer Zeit wachsender Reichsverdrossenheit mit sehr persönlicher Zuspitzung. Vielfach deckt die Flogge der Reichstagsauflösung gegen das Centrum freiländlerische Contrebande. Man hofft, mit Hilfe der Fleischtheuerung bei jetzt vorzunehmenden allgemeinen Reichstagswahlen die schutzöllnerische, agrarische Mehrheit sprengen und so die Rückkehr zur capri-vischen Wirtschaftspolitik anbahnen zu können. Dieses Bländchen ist an sich durchsichtig genug, zum Ueberflus aber in der ersten Erregung über den Zwischenfall Dernburg-Roeren auch direkt ausgeplaudert worden. Die schutzöllnerischen Parteien sind daher natürlich weit davon entfernt, sich durch die Parole „Los vom Centrum“ auf den Leim locken zu lassen. Es gehört ein hoher Grad leidenschaftlicher Verblendung dazu, wenn selbst Blätter von entschieden nationaler Gesinnung von einer Auflösung des Reichstages gegen das Centrum phantastieren. Was den Schreiber Phantasterei und frivole Gedankenpielerei dünkte, war, während sein Artikel gesetzt und gedruckt wurde, Ereignis geworden. Und nun ging er sink auf den Leim. Ward ein Ruder im Streit, sollte an die Spitze eines Centralwahlvereins treten und sorgte für die nützliche Verwendung eines rasch in der Wilhelmstraße gesammelten Patria-Fonds. Doch am dreizehnten Dezember hatte er die Situation fast genau so beurtheilt wie ich. Sein Name? Freiherr von Zedlitz und Neukirch. Vier Wochen danach schalt er mich, wieder im „Tag“, weil mein „Wahlprogramm“ vom fünften Januar die „Aussichten des Wahlkampfes verschlechtern könne“, und erniederte sich zu der Verdächtigung, mein Artikel sei vom Grafen Posadowsky inspirirt und habe den Zweck, diesen Staatssekretär fürs Reichskanzleramt zu empfehlen. Ernst oder Spaß? Ich kenne den Grafen Posadowsky nicht; ahne nicht, ob er auch nur einem Satz meines Programmes zustimmen würde. Seit Jahren schätze ich ihn als den ernsthaftesten, thätigsten und fähigsten unserer Staatssekretäre, als einen Mann, der Wirkung will, nicht Weisfall; und könnte mir vorstellen, daß er in nothmaler Zeit ein sehr guter Reichskanzler wäre. Der fünfte Kanzler (auf den der vierte uns vielleicht noch eine ganze Weile warten läßt) muß aber in den Wetterwinkeln internationaler Politik heimisch und dennoch so frisch sein, bei aller Ruhe so kräftig, daß die Nachbarschaft seine unverbrauchte Energie schnell fürchten lernt. Da der Freiherr den Grafen innig haßt, sollte er ihm in dieser Zeit naher Konfliktsgefahr die Kanzlerwürde wünschen. Mir aber nicht den Wunsch zutrauen, das internationale Reichsgeschäft vom Kaiser und von seinem Schirmsky besorgt zu sehen. Spaß oder Ernst? Ich fürchte: Ernst. Seit

Wochen wird Graf Posadowsky als Erbschleicher verdächtigt und das mot d'ordre ausgegeben: Der hofft, ans Ziel zu kommen, weil er bereit ist, dem Kaiser das Auswärtige ganz zu überlassen. (Ob er wirklich dazu bereit wäre, ist, bei seinem starken Gefühl für Verantwortlichkeit, mindestens zweifelhaft.) Freiherr Octavio von Zedlitz und Neukirch ist so oft „Schrittmacher für kommende Männer“ gewesen, daß ihm die Insinuation solcher Dienstbarkeit wohl nicht beleidigend scheint. Ich will den alten Herrn weder höhnen noch mit hartem Wort fränken; ihm nur ruhig sagen, daß ich die wunderliche Gewohnheit habe, selbst Erdachtes auszusprechen, und daß er stets irren wird, wenn er hinter meinen Sätzen einen fremden Willen sucht. Auch die scharfe Kritik deutscher Zustände hat er mir dick angekreidet; sein Tadel ähnelt ein Bißchen einer Denunziation. Ist der greise Held des Hauses Scherl so empfindlich? Seit wann? Am vierzehnten Dezember sprach er von der „habituellen Schwäche“, dem „Fortwurfseln“ und der „Schaufelpolitik“ des Kanzlers; warnte vor, „Caesarismus, Byzantinismus und Verpötsdamerung der Regierung“. Seitdem hat sich doch nichts geändert. Nur ist aus der „frivolen Gedankenspielerlei“ die fürstlich-freiherrliche Wahlparole geworden. Nach den beiden Artikeln, die seinen Ruhm nicht gemehrt haben, dürfte der Politiker und Stilist sich Ruhe gönnen.

Zukunft.

Ob die Wahlparole sich als wirksam erweist, werden wir bald erfahren. Wird auf Rouge et Noir nicht so viel gesetzt wie im Jahr 1903, dann ist zum Zobel noch lange nicht Grund. Ist erst zu erweisen, daß miteinander aus Konservativen und Liberalen zusammenge kitteten Mehrheit regiert werden kann. Wenn diese Parteien sich nicht wider Erwarten von heute auf morgen ändern, ist nicht möglich. Ueber militärische und koloniale Fragen können sie sich einigen; nicht über Tarifverträge, Zölle, Steuern, Gewerbe-, Handwerker- und Börsengesetze. Sie haben verschiedene Ziele und müssen sich, sobald die Flackerhitze des Wahlkampfes verrauchet ist, wieder trennen. Thut nichts: die gefürchtete Zeit ist überstanden. Auch wenns nicht ganz nach Wunsch geht, war die Geschichte noch behaglicher, als sie im Jahr 1908 geworden wäre. Waren bis in den Dezember hinein nicht sogar die Bassermannischen beinahe wild? Weder von ihnen noch von den Freisinnigen ward seitdem ein Wörtchen über Absolutismus und Byzantinismus, über Vereinsamung und böse Aspekte gehört; nur Patriotenrede. Wenn der Kaiser heute einem Gartenlaubenpoeten sein Herz ausschüttete, wäre gewiß keine Klage über Undank und Verkennung darin. Trank er gestern nicht frohen Blickes auf das Wohl seiner beiden Bernhards? Dem Kanzler Kette, Becher und Kranz. Denn ihn lobt, den Meister, vor Allen das Volk.

Und warum lobst Du, Rörgler, ihn nicht auch endlich? Weil seine neueste Leistung mir klarer noch als alle früheren bewiesen hat, daß von diesem Manne nichts Nützliches zu erwarten ist; keine Schöpferthat, nicht einmal prunklos ernsthafte Arbeit. Jahre lang hat er sich um die Kolonialwirthschaft nicht gekümmert. Während er Kanzler war, ist das für Südwestafrika Rothwendigste versäumt, sind die Verträge geschlossen worden, deren rasche Lösung Herr Dernburg populär gemacht hat. Jetzt heimst auch der Fürst den Applaus ein; der Staatsmann, dem wir den bittersten Theil des afrikanischen Elends verdanken. Das Centrum hat in thörichtem Uebermuth manche Sünde auf sich geladen; hätte aber nicht zu Schaden vermocht, wenn auch nur ein steifer Caprivi oberster Reichsbeamter gewesen wäre. Vergleiche Deutschlands Lage in den Jahren 1897 und 1907: und Ihr habt die Bilanz dieses Ministerlebens. Als die Prüfung beginnen sollte, wurde schnell ein Weihnachtsmärchen erdichtet. Nicht Kinder nur speist man mit Märchen ab. Wenn Ihr der Partei, der ich gestern intim befreundet war, morgen tüchtige Hiebe verseht, sollt Ihr Wunderbares erleben. Was? Pst! Werdet erst hübsch groß und stark: dann erfahrt Ihr's... Nein: selbst wenn Centrum und Sozialdemokratie geschwächt würden, bliebe die Auflösung ein unverzeihlicher Fehler. Einer, der, früh oder spät, theuer bezahlt werden muß. Nicht um Neigung zu oder Abneigung von einer Partei handelt sich hier, sondern um Reichsgeschäft. Das ließ sich noch halbwegs führen, so lange die Leiter auf das Centrum zählen konnten. Keine sachliche Rothwendigkeit zwang, diesen Trumpf wegzuworfen. Das Beispiel von 1887? Damals ging's wirklich um die Sicherheit des Reiches; und der Kopist konnte bedenken, daß die alten Kartellparteien nur drei Jahre lang sich ihres Sieges freuen durften. Muhte trachten, daß draußen nicht der Irrglaube entstehe, auch von den bürgerlichen Parteien sei auf deutsche Lebensfragen keine einstimmige Antwort mehr zu erwarten. Denn solcher Wahn könnte den Feind in Versuchung führen. Der vierte Kanzler hats gewagt; au coeur léger und in der Hoffnung, künftig erst recht dann den modernen Menschen spielen zu können. Centrumsmandate sind ja nur von Liberalen (und von Polen und Sozialdemokraten) zu erbeuten. Eine konservative Partei hätte die Wahlparole, die dem Freiherrn von Zedlitz noch am dreizehnten Dezember „reinste Phantasterei“ schien, offen, nicht heimlich nur abgelehnt. Wer aber ist im Reich Wilhelms des Zweiten heute im Sinn aller Preussentage noch konservativ? Der Wahltag wird's lehren. Laßt sie schreien! Wir stehen genau da, wo wir im November standen. Das Bedürfniß deutscher Politik hat sich im Lärm und Blendnebel des Sulmondes nicht verändert.



Wortkunst und Tonkunst.

Ein loses Gespräch beim Wein.

Erstlich und mit leidlich gutem Gewissen sah ich in einer kleinen, schlichten Weinstube: da führte der späte Abend zwei Bekannte herein; und in welcher Verfassung! Sie kamen Beide aus der „Salome“ von Richard Strauß; ohne Weiteres stürmten sie meinen Tisch und nahmen mich, Propete rechts, Propete links, in die Mitte. Beide sind sie Propheten, Fanatiker. Derwische sind sie Beide. Und Beide wollten sie Unerhörtes gehört haben.!

Während aber der Eine von neuentdecktem Lande Wunderdinge erzählte, von Palmen so hoch, daß die Wolken in ihren Wipfeln wohnen, von Paradiesvögeln mit nie gesehenen Farben, von dem unsäglich Leuchten der Nachtschmetterlinge, die taumelnd durch den Duft der abendlichen Blumen irren, während der Eine solche exotischen Lieder sang, warf ihm der Andere heftig dazwischen, er möchte doch in seinem (seltsamer Weise geräuschlosen) Tropenwald nicht die Affen und Kakadus vergessen, von denen er für sein Theil noch immer alle beide Ohren voll habe bis über den Rand.?

Danach wurden sie poesielos, vermieden alle Tropen und sprachen mit sachlicher Härte und sachlicher Streitbarkeit. Und kurz und gut: der Eine bewies, daß hier thatsächlich (Das ist sein Lieblingwort) die Musik mit neuen Mitteln neue Werthe geschaffen habe, und der Andere bewies, daß hier überhaupt von Musik keine Rede sein könne, sintemal Musik ohne Seele keine Musik sei; nur Erfindung sei darin, aber von Empfindung keine Spur, ein raffiniertes Rechnen, keine Kunst, Kunststücke in mosaikartigem Farbenspiel, blendend und kalt, eine eitle Geschraubtheit, eine frostige Verückung.

Danach singen die feindlichen Sangesbrüder zu schimpfen an. Und dann ging der Andere nach Hause. (Zur Strafe: ohne zu bezahlen.) Ich blieb mit dem Einen zurück, der, weil er den Platz behauptet hatte, als Sieger sich fühlte und Ruhe gewann. So kam zwischen uns zu weniger blutdürstigem Gespräch.

Von diesem Gespräch will ich schreiben. Der Mann, mit dem ich es führte, ist ein sehr belesener Mann und ein geradezu leidenschaftlicher Reminiszenzenriecher. (So, nun hat er's schwarz auf Weiß.) Ich hätte mich gar nicht gewundert, wenn er von Dem, was ich vorbrachte (Gedanken, in stiller Stunde gedacht), mir ins Gesicht gesagt hätte, Das stehe schon bei Dem und Dem und Dieser und Jener habe es schon viel besser ausgesprochen. So nah und selbstverständlich und nothwendig erscheint es mir. Aber der kluge Mann rieb mir keine Reminiszenzen unter die Nase, der ich selbst recht unbesenen bin, in Aesthetieis vor Allem, weil ich gefunden habe, daß es auf der Welt so sehr viel schönere Dinge giebt als die Lehre vom Schönen. Vielmehr be-

handelte er meine Anschauung als einen ganz persönlichen Irrsinn; und daran erkannte ich nun, daß es mit meiner Sache nicht so ganz schlecht bestellt sein könne.

Und so war der Beginn. Ich fragte ihn:

„Ja, hat denn Ihr Salome-Strauß keine Ahnung davon, daß er ein Unrecht begeht, ein ‚screiendes‘ Unrecht . . .“

„An wem?“

„An Wilde natürlich!“

„Ein Unrecht?“

„Das sage ich. Da ist ein Werk, von Künstlerhand geschaffen. So hat der Schöpfer es gesehen, so hat er es gewollt, so hat er es in die Welt gesetzt. Nun ist es da, so und nicht anders, und spricht zu uns und athmet und lebt. Und jetzt darf ein Anderer kommen, der an diesem Werden und Wesen keinen Theil hat, darf zu dem Werk sagen: Du bist nicht richtig, nicht gut so, wie Du bist, nicht ganz, nicht fertig, Dir fehlt Etwas, und ich, ich hab' Dir zu geben, was Dir fehlt! Und er darf sich, darf sich darüber hermachen, darf mit seinem eigenen Pinsel darüber fahren und darf es übertünchen mit fremden Farben . . .“

„Erlauben Sie! Ein Künstler soll zunächst einmal nicht das Recht haben, sich von dem Werk eines Anderen zu eigenem Schaffen begeistern zu lassen?“

„Natürlich hat er das Recht. Aber dann soll er Eigenes schaffen, das auf eigenen Weinen wandelt. Von der Schöpfung des Anderen aber lasse er die Hand. Sie lebt in sich und durch sich und will ihre freie, unberührte Einzelheit. Ist denn das Kunstwerk ein Individuum oder nicht? Und ist Das ein Individuum, wenn zwei verschiedene Organismen zusammengebunden werden?“

„Sind Wort und Ton so verschiedene Organismen? Und wenn nun ein kongenialer Meister . . .“

„Kongenial! Das ist auch so ein liebes Wort! Giebt es zwei so kongeniale Männer, daß sie ein Kind zeugen können? Ist nicht Wilde Wilde und Strauß Strauß? Ist nicht der Eine der Eine und der Andere der Andere? Sind sie nicht verschieden, — verschieden, und wenn sie einander noch so ähnlich wären? Nehmen wir an, die Musik an sich sei hier eben so lebendig wie die Dichtung. In diesem günstigsten Fall sind hier zwei lebende Wesen künstlich zusammengesetzt. Das eine sitzt an dem anderen gefangen. Wie müssen die Beiden in ihrem Innern sich zu einander verhalten, wie müssen sie sich hassen und einander fluchen! Und nach außen sind sie eitel Harmonie.“

„Wissen Sie, wohin Ihr Weg Sie führen muß?“

„Run?“

„Wissen Sie, daß Sie damit schließlich aller Vertonung das Todesurtheil sprechen?“

„Ja, denken Sie: und dieser Gedanke schreckt mich nicht einmal. Wobei

es mir eine besondere Freude sein würde, wenn mit der letzten Betonung' auch dieses gräßliche Wort hinüberginge."

"Ein gebildeter Mensch . . ."

"Bin ich nicht!"

"Darf ernsthaft sagen wollen, daß Opern und Viederkompositionen keine lebendigen Kunstwerke sein können!"

"Ich meine, daß es Reines und Gemischtes giebt. Und daß das Reine das Höhere und das Gemischte das Niedere ist. Wenigstens in der Kunst."

"Gemischtes! Ja, aber es kommt doch wohl sehr auf die Bestandtheile an. Und wenn Etwas so zusammengehört wie Wort und Ton . . ."

"Ueber diese Zusammengehörigkeit lohnt es sich, zu sprechen."

"Das meine ich auch. Und wenn wir auf die Anfänge der Künste zurückgehen, was finden wir da? Es giebt gar keine Poesie ohne Musik, das gesungene Wort ist die einzige Dichtung der Naturvölker, die erste Dichtung ist einfach Komposition."

"Das kann ich nicht bestreiten. Aber ich möchte hier gleich das Eine für mich retten: war die erste Poesie nicht ohne Musik, so gab es jedenfalls längst eine Musik, die ohne Worte war. Diese Musik ist älter, sie sprach schon in der Natur, die noch keinen Menschen hatte und der also das Wort noch fehlte. Im Anfang war nicht das Wort, sondern die Musik."

"Gut; aber bestehen bleibt, daß die Komposition etwas ganz Ursprüngliches ist. Und darum . . ."

"Wir finden sie bei den Naturvölkern. Schön. Ich habe einmal gelesen, daß der Eskimo, der unberührte, Stunden lang vor sich hinsingt: 'Großer Häuptling! Großer Häuptling!' Darin mag Vieles schlummern. Darin ist wohl der ehrwürdige Urkeim aller Heldenlieder, der Begeisterung, des Patriotismus; und zugleich aller Polizeiverordnungen. Das heißt: aller Entwicklung zum Höheren schlechthin. Aber wir wollen uns doch nicht in den Urschlamm stürzen. Das Entwickelte ist, was uns kümmert. Wenn man von Kunst spricht, spricht man von Höhen, vom Licht und nicht von vorzeitlichem Nebel. Ganz abgesehen davon, daß im Nebel eben Alles nebelhaft bleibt."

"Wo wollen wir also anfangen?"

"Von größter Bedeutung ist der Zeitpunkt, da das Wort sich vom Laut frei machte, da die Sprache die Schrift gebar. Die Tochter wurde reicher, träumerischer, versunkener, zugleich thätiger, schneller und mächtiger als die Mutter. Nicht mehr hat das gehörte Wort die einzige Wirkungskraft; nun beginnt die Kultur des Gesehenen, des Gelesenen, des stillen Wortes. Und in die Kunst des Wortes zieht die Stille ein. Nun erst ist der Dichtung ihr Heiligthum bereitet. Jetzt erst besinnt sie sich auf all ihre Kräfte. Und die Musik, die menschliche Musik ist inzwischen auch kein Embryo geblieben; sie

ist nicht mehr eingeschlossen in die Kehlhöhle. Die Stimme ist nicht mehr ihr einziges Instrument. Jetzt singen auch die menschlichen Hände. Eine neue Welt neuer Töne hat sich aufgethan, sie sind frei vom Wort, sie haben ihr eigenes starkes Leben. Und wenn tausendmal Klang und Wort in der Urzelle der Kunst vereint waren und dann weiter in weiten Zeiträumen des Dämmerzustandes dumpf zusammenlagen: jetzt hat sich Jedem das Bewußtsein geregt, jetzt hat Jedes seine Wesenheit gefühlt; sie schütteln ihr Gefieder, sie heben ihre Schwingen und Jedes fliegt einzeln und frei und stark durch seine Einzelheit in seine eigene Sphäre, die ihm allein gehört."

"Das sieht ja nach Etwas aus; aber diese Sphären sind eben gar nicht so verschieden."

"Das sind sie doch wohl, so lange die Worte ganz anders sprechen als die Töne, in anderen Ausdrucksmitteln, in anderen Linien und Umrissen, so lange sie in anderen Formen ganz anderen Inhalt reichen. Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? Welche Musik kann Das aussprechen, kann so den Griffel führen zu solcher Gestaltung! Und nun erst: Der Vater mit seinem Kind: welche Musik kann solche Bilder meißeln? Und welche Musik könnte Das wollen? Hat Musik nicht einen anderen Trieb als den, mit der Wortkunst in der Zeichnung festumrissener Gestalten zu wetteifern? Freilich: die Programm-Musik möchte ja dahin einen Vorstoß machen."

"Und hat sie es nicht gethan, mit Kühnheit und erobernder Kraft?"

"Programm-Musik! Wenn ich das Wort bloß höre! Darin liegt doch schon Alles. Vorschrift und Musik: Das reimt sich wie Kellerloch und Wolkenzug. Musik, Du freiste und frohste aller Gotteswelten, Deine Freude soll es sein, Dich in einen Käfig zu setzen? Wilde Schwäne drängen sich dazu, im Stall hinter dem Gatter zu hocken? Tongebilde sehnen sich danach, Geräusche zu sein, häusliche Geräusche, klebrige, stäubige Geräusche, wie sie am Fußboden kriechen, — und wenn ich sie wiederfinde in der Musik und jauchzend verstehe, bin ich ein Gefegneter und die Kunst küßt meinen Scheitel!"

"Wer so über Musik spricht, wer so wenig Sinn für die Erweiterung ihrer Bildkraft, für die Entwicklung ihrer Charakterisierungsgabe besitz, Der zeigt eben damit nur, daß er nicht musikalisch ist!"

"Vielleicht liebt mich dafür die Musik besonders."

"Und wenn es überhaupt lohnt, noch einmal über Gesangskomposition zu sprechen, von der wir doch ausgingen . . . Sie citirten da erst den Erbkönig. Vielleicht wissen Sie, daß er von Schubert komponirt ist."

"Vielleicht."

"Und glauben Sie nicht, daß Schubert wußte, was er that? Und Händel und Haydn und Mozart und Beethoven und Wagner und Brahms: kannten die Alle nicht genau die Grenzen, die Rechte und die Pflichten ihrer Kunst?"

„Ja, rufen Sie sie nur Alle herbei, die großen Autoritäten. Vergessen Sie auch Goethe nicht. Nur nicht lesen, immer singen und ein jedes Blatt ist Dein! Fahren Sie sie nur auf, die größten Kanonen der Welt, und katapulten Sie mich armseligen Kerl in Stücke. Aber sterbend muß ich doch bezeugen: Das Höchste gaben mir die Meister da, wo sie mir keine Musik gaben, wo sie die Musik nicht mit dem Wort verunreinigten.“

„Verunreinigten!“

„Ja, so sage ich, da ich doch sterben muß. Beide verunreinigen sich an einander. Sie schmälern, hindern, stören einander, thun einander Gewalt an, schlagen einander Wunden. Das Wort reiht mich heraus aus der Tonwelt, die Töne trüben und zerstreuen mir das dichterische Schauen. Ich höre eine Symphonie von Beethoven, ich höre sie heute, ich höre sie nach Monaten wieder. Ist sie nicht jedesmal etwas Anderes? Nicht nur für mich, auch für den geschworenen Musikgelehrten? Nehmen wir nicht alle unsere Erlebnisse, die Stimmungen und Eindrücke, die gerade Nacht über uns haben, ungehindert mit hinein in diese Welt? Und je nach dem herrschenden und führenden Erlebnis: trete ich nicht immer auf neuem Wege in diese Landschaft, bald vom Thal zur Höhe schreitend, bald von der Höhe in die Thäler steigend, von Osten bald und bald von Westen, sehe ich nicht immer andere Hänge in anderem Licht, komme ich nicht stets zu anderen Zeiten in diese Berge, bald im Morgendämmer, bald im Abendroth? Und so soll es sein, denn so weit und so gütig ist die Musik. Das Wort aber packt mich fest an und kümmert sich nicht groß um meine Sorgen, die ich zu Haus lassen muß, das Wort hot seine bestimmte Tageszeit, und wenn ich bei ihm bleiben will, muß ich seine Wege gehen in die Tiefen, über die Höhen. Das ist ein anderes Wandern; und Beides ist gut, wie es ist, und Beides soll bleiben, wie es ist. Das Wort soll die Musik in Ruhe lassen. Und den Musikanten sage ich: Das Wort sie sollen lassen stan!“

„Das heißt also auf Hochdeutsch, daß Sie einfach Schlagbäume aufrichten. Um Schlagbäume kümmert sich die Natur nicht, um Schlagbäume kümmert sich auch die Kunst nicht. Zusammenhänge, Uebergänge sind überall. Und so ist das Leben.“

„Zusammenhänge, Uebergänge: wer leugnet die? Aber hier sind keine Uebergänge; hier, in der Komposition, ist ein gewaltiges Zugleich, ein mit, an, auf und in einander. Uebergänge: darin darin haben Sie geradezu das Kennzeichen meiner ganzen Anschauung. Das ist es: ein Zugleich giebt es hier nicht; hier ist ein Nacheinander und Uebereinander. Die Musik ist da, wo das Wort noch nicht sein kann, und wieder da, wo das Wort nicht mehr sein kann.“

„Das müssen Sie mir näher erklären.“

„Wie sollen Worte Das sagen? Ahnungen, träumende Wünsche tasten sich hinein in die Körperlichkeit, Stimmungen, die wie Wolken schweben, sich

thürmen, sich sondern, in weiche Gestalten sich verzaubern, in schwimmenden Linien mit einander spielen, in Licht und Farbe mit einander ringen: goldumsäumter Jubel, finstere Klüfte, drohender Absturz, wirre Verzückung, blasse Schwermuth und hohe Einsamkeit: so sind die Töne. Und nun, darüber, in einer anderen Schicht, bildet sich Etwas zu kernfester Gestalt, in festen Umriffen, in kristallener Körperlichkeit, Lichtkörper mit den klaren Schwingungen härterer Strahlen und den Gluthen grellerer Farben, die um so schärfere, trozigere Schatten rufen. Das Wort spricht seine Sprache. Aber über dem Wort, da, wohin die Zwiesprache zwischen Licht und Schatten nicht mehr dringt, ist das Unfassbare. Und wo das Wort nichts mehr zu sagen hat, da reden die Töne aufs Neue. Wohin das körper schwere Wort nicht mehr fliegen kann, in dieser Zone können die Töne noch schwimmen. So sind drei Reiche über einander: die Töne, das Wort, die Töne. Und Jedes bleibe in seinem Reich. Die Wolken; über den Wolken die Sterne; und über den Sternen die Sphärenklänge."

"So weit komme ich nicht mit. Das heißt also, wenn ich Sie recht verstehe, Sie würden ein Kunstwerk gelten lassen, das mit Musik beginnt, damit gewissermaßen die Untermauerung schafft, sich hieraus dann die Dichtung mit ihrem festeren Empfinden und Gestalten emporheben läßt, wonach diese sich wieder in Musik löst und gewissermaßen verklärt."

"Reinetwegen; nur müßte dieses Werk eines Geistes Kind sein."

"Und den weiteren Schritt, daß ein Komponist die Schwingung des Wortes sogleich in musikalische Schwingung fortsetzt, daß er die Stimmung des Wortes unmittelbar zu musikalischer Stimmung erhöht, diesen nächsten Schritt können Sie nicht thun?"

"Bedaure: Nein. Denn Das ist gar kein Schritt, sondern ein Sprung. Weil hier eine Kluft ist. Das Wort hat seine eigene Schwingung und ist stolz auf sie, es hat seine eigene Musik und will sie ausklingen lassen bis in die zartesten Dämmer der Ferne. Wie dürfen fremde Töne diese Schwingungen stören, hemmen und verzerrten? Wie kommt die Dichtung dazu, von der Musik sich übertönen, lähmen oder knebeln zu lassen? Das Wort sollte es dulden, als Razeppa aufs Pferd gebunden und willenlos fortgetragen zu werden?"

"Und daran denken Sie nicht, wie durch musikalische Illustration die Schönheiten einer Dichtung ganz anders ausleuchten können!"

"Können sie? Und für wen können sie es? Illustration! Wer muß sich eine Dichtung illustriren lassen? Wer empfindet nicht jede Illustration als Störung, sie sei denn um ihrer selbst willen da? Allein will ich mit dem Dichter sein, von ihm zu mir ihn empfinden. Alle Vermittelung hole der Teufel."

"Ein großes Wort! Als ob nicht unser ganzes Kunstleben auf Vermittelung gestellt wäre!"

"Ich spreche aber nicht von unserem Kunstleben: ich spreche von Kunst."

„Und das Theater, zum Beispiel? Ist Das keine Kunst? Und haben Sie hier nicht ganz deutlich die Vermittelung, ganz klar erkennbar gerade die Kunstmischung, die Sie bekämpfen!“

„Ist Kirche Religion?“

„Nein.“

„Dann ist auch Theater nicht Kunst. Pfaffenthum ist die Kirche, Pfaffenthum ist das Theater. Braucht Der die Vermittelung und Bevormundung des Priesters, der aufrecht seinem Herrgott ins Auge sieht? Und wer seinen Shakespeare liebt, soll Der erst den Alerus mit seinem lauten Gepränge sich dazwischen drängen lassen? Wenn aber Du betest, so gehe in Dein Kämmerlein und schließe die Thür zu. Allein mit dem Schöpfer. Auge in Auge und Herz an Herz.“

Hier klopfte mein Tischgenosse ans Glas. Er wollte keine Rede auf mich halten; er wollte zahlen (wodurch er sich immerhin vortheilhaft von seinem Vorgänger unterschied) und dann wollte er weit fort von mir. Unter klagendem Kopfschütteln gab er mir ein paar traurige Blicke; dann ging er. Ich blieb zurück und war wenig erschüttert, vertiefte mich bald in die Wiedergabe eines Vortrages, den Professor Forel über den Alkoholmißbrauch gehalten hatte, und forschte darin nach dem Bilde meines entarteten Wesens, wobei ich mir in einer nur durch eben solche Entartung erklärlichen Zerstreutheit noch eine halbe Flasche Chambertin bestellte. Aber Dies gehört nur noch ganz lose hierher.

Mag Dreyer.



Melancholie.

Mom Regenwetter ist mein Zimmer grau,
ans Fenster klopfen höhnisch hin und wieder
die Tropfen . . . Ich weiß, wie draußen Alles spiegelt,
die braunen Straßen und die müden Dächer,
Doch mag ich nicht hinausseh'n.

Sonnenschein,

wie kannst Du so verhangen sein?
O nur so viel, so viel nur gieb Dich her,
daß mir durch einen gläsernen Gegenstand
auf meinem Tisch, gezaubert an die Wand,
aufleucht' das heilige Farbenband!

Wien.

Mag Mell.



Isidorus Orientalis.*)

Graf Löben, der als Isidorus Orientalis in längstverflohenen Almanachen sein Anwesen trieb, war unter den Sternen geringerer Größe ein Talent, dessen haltloser Nachahmungslust vorbehalten war, die romantische Schule, deren kräftigere Vertreter sich zu ihrem Heil ernüchert hatten, ins Absurde zu führen. Für heutige Zeiten ist ihm kaum noch literarhistorischer Werth geblieben. Nicht wahr: diese Weisheit stand in unseren Kollegheften? Da gehörte sie auch hinein. Denn sie war außerdem gedruckt zu lesen. Waren wir Spezialisten der Romantik, so mußten wir noch; daß Heine seine Loreleyromanze nach Löben gedichtet hatte. Denn so stand gedruckt in der Dreimonatschrift für erste Anführung von Doktorarbeiten-Material. Das konnte dann der Grundpfeiler für einen Rastenkönig von wissenschaftlichen Spezialarbeiten werden, die genau so im Strom der Forschung schwammen, so obenauf wie mein famoses Bild . . . Der erste Stein war gelegt über der bodenlosen Tiefe unserer Bethätigungsmöglichkeit. Wenn wir dann die Scheren geschliffen hatten, ging es an ein Zettelschneiden und an den Versuch, aus dem Hörsaal aufwärts in die schwebenden Säulenhallen hoher Wissenschaft zu gelangen. Aber: „Esträubt vergebens sich gegen die Schranken des ehernen Fadens, den die doch bittere Schere nur einmal löst.“ Wir mußten uns entscheiden: sollten wir behandeln I. Heine und Isidor, II. Heine und die romantische Schule, III. Löbens Einfluß auf das Junge Deutschland, IV. Graf Löben und die Romantiker, V. Clemens Brentanos Romanze von der Loreley oder ein romantisches Motivendreieck, VI Die Loreleysage in der Weltliteratur, VII. Julius Wolff? O, der Unglückselige, der sich für Nummer I, III oder IV entschieden hätte! Er ginge aus Literaturgeschichten-Wälzen heran und fände, daß außer Dem, was wir jetzt schon wissen, niemand eigentlich was Wirkliches wußte. Und die Wälzbücher, die unseren Isidorus mit nicht viel sagendem Schweigen übergingen, waren vielleicht die ehrlicheren.

Die Wahrheit ist: der Name des Grafen Löben, noch mehr aber sein Pseudonym, war bisher kaum etwas Anderes für uns als ein Stichwort, eine heraldische Figur; ein Scheinbegriff, mit dem man gemächlich operirte; ein Dreierstück, das Niemand von uns je in Händen gehabt hatte und das doch Jeder als bare Münze in Rechnung setzte. Und wir haben uns nicht geschämt! Wir schämen uns doch auch nicht, aber viel Größere unser großes Maul aufzuthun. Wir lesen Bibliotheklen über Jemand und schreiben ein neues Buch; wenn wir den „Jemand“ wirklich lesen, so lesen wir ihn als eins von den Büchern aus der „Jemand-Philologie“, — und zwar des neu zu schreibenden Buches wegen. Für uns ist sogar Shakespeare noch nicht mal der historisch Erste, der durch seine Werke „Beiträge zur Shakespeare-Literatur“ geliefert hat; da sind doch wieder seine Quellen und die Quellen seiner Quellen und deren Parallelströme und die sich ins Unendliche verbreiternde Wissenschaftlichkeit unseres Forschens.

Nun bitte ich aber, bei Scherz und Ernst nicht denken zu wollen, ich wolle aus der bisherigen Vernachlässigung des Grafen eine Haupt- und Staatsaktion

*) Otto Heinrich Graf von Löben (Isidorus Orientalis). Sein Leben und seine Werke. Von Raimund Wiffin. Mit dem Bildniß des Dichters von Wilhelm Hensel. B. Behrs Verlag. 8 Mark.

·machen. Das wäre ein Wenig quijotisch, wo ungleich Höhere noch so sehr unterschätzt oder schief verstanden werden, wie etwa der ganz gewaltige Geisteskoloss Klemens Brentano, eine sehr viele Eich- und Tannenbäume überragende Sumpfcypresse edelsten Buchses, deren Dimensionen wir erst heute zu überblicken anfangen. Ich denke also nicht daran, pathetisch zu werden. Dr. Pissin selbst vermeidet in erfreulicher Weise die Pose des „Retters“. Er hat ein trodenes (im guten Sinn trodenes) Interesse des literarhistorischen Fachmannes an möglichster Vollständigkeit des von ihm gesammelten Materials. Er hat Perspektive, die ihm ermöglicht, auf die breitere Behandlung der letzten Lebensjahre zu verzichten. Das hätte kein wackechter Philologe unterlassen. Man denke: da, wo der behandelte Dichter seine ergiebigsten Wasserteimer ausschüttet, also die meisten Quellenbücher zur Lössen-Philologie liefert, verzichtet sein Biograph! Man denke! Da bleibt also für die Wissenschaft noch viel zu thun übrig. Und Das meine ich sogar im Ernst. Der mir selbst spasshaft vorkommt. Ehrlich gesagt: ich habe ein Wischen die Hochschätzung vor allem Materialjammeln verloren. Nicht nur da, wo das Sammeln Selbstzweck ist, im Sammeln stecken bleibt oder einen räumlichen, zahlenmäßigen, zeitlichen Abschluß sich bestimmt, sondern auch dort, wo das Gesammelte leidlich oder auch vorzüglich bearbeitet wurde. Ich wünsche aller Wissenschaft eine Aenderung der Ziele. Ich wünsche, daß endlich mal mit der unglückseligen „Gleichwerthigkeit der Objekte“, mit der „Umfassendheit“, mit dem „Wissen“ überhaupt ausgeräumt werde. Es ist so gleichgiltig, welcher Professor von Shakespeare mehr wisse und was mir von Shakespeare zu wissen ermöglicht werde, — so fatal gleichgiltig!

Aber sehr wichtig ist, was ein Forscher bei seinem Objekt an werthvollen Gedanken, Gefühlen, Kunstwerthen und Lebensnahrung sich holt, etweder aus dem Objekt herausholt oder aus sich selbst oder aus Beiden; und ob er vermag: mir seine Funde fruchtbarwirkend zu übermitteln. An mir liegt es dann, Fruchtland des Verfassers oder seines Objectes oder Beider zu sein und so den Kreis zu schließen. Also kann Einer immer besser oder schlechter als der Andere sein; irgend Etwas muß nur zweifellos gut sein. Ob ich dann aus dem Gelehrten, den ich lese oder der aus seinem Objekt sich die Nahrung holt (oder aus sich bei Gelegenheit des Objectes), oder ob ich hinterher erst beim Objekt des Gelehrten nur aus diesem Objekt oder aus mir Etwas hole: all diese Möglichkeiten liegen da. Schlimm allerdings, wenn Gelehrter und Objekt nichts taugen, sondern nur der Dritte. Noch schlimmer aber ist unser gottverdammtes System des Wissenschaftsbetriebes, eine Methode der Addition dreier Nullen, nicht immer, aber oft, ach, nur zu oft so.

Mein kühles Verhältniß zum Sammlertrieb aller wissenschaftlichen Altemenschen erwärmt sich schon merkbar, sobald ich das Objekt, aus dessen Leben, Werken und Beziehungen (zu Anderen oder Anderer zu ihm) gesammelt wurde, zu schätzen vermag; oder wenn das an sich werthlose Gesammelte in Beziehung zu einer werthvollen Idee steht und dadurch Werth bekommt. Nun ist Graf Lössen ein wirklich achtsbarer Dichter. Der eine umfangreiche, minder werthvolle, oft fast werthlose Produktion aus künstlerisch nachahmendem Beschäftigungsrang nicht zu unterlassen vermochte, aber dennoch (oder vielleicht: deshalb) eine Reihe beträchtlich über den Durchschnitt hervorragender Gedichte schuf und in seiner Prosa manchmal sehr glücklich ist; und wenn erst die Auswahl seiner Dichtungen vorliegt, wird unsere Literatur um einen (wenn auch begrenzten) Dichter bereichert sein. Das allein würde

mich treiben, die Forscherarbeit Piffins mit lautem Lobe zu begrüßen. Man erlaube mir, bei Gelegenheit des Dichters Loben, die Frage aufzuwerfen: Wie kann ein so extensiv Nachahmender eigentlich dazu kommen, doch Werthe von Dauer zu schaffen? Piffin betont an so vielen Stellen immer wieder, daß dem Dichter Loben die Gabe originaler Kunst verfaßt gewesen sei. „Der Typus eines Epigonen kann nicht vollkommener ausgeprägt worden sein als in Loben. Vorhandener Formen und schon geschaffenen Ausdrucks sich bedienend, hüllt er eigenes, wenn auch schwaches Empfinden in ein fremdes Kleid. Dieses Vorgehen beruht vornehmlich auf der mangelhaften Thätigkeit des kritisch bewußten Verstandes, dann auf einer Schwäche des Charakters: ihm fehlt Wille und Muth, ein Eigener zu sein und zu scheinen. Diese Mängel gedeihen doppelt süßig auf dem Boden der so tief im Menschen wurzelnden Nachahmungslust, die den Blick zu großen Meistern emporzurichten gewöhnt ist und darüber veräußert, dem Schlag des eigenen Herzens zu lauschen. Und die Grundlage von Alledem: der Dichter ist als Mensch keine starke Persönlichkeit.“

Also ein Epigone? Im Julihefte des „Charon“ (Jahrgang 1905) habe ich über Genie und Epigonthum gesprochen und sie auf die Formel „Kraft und Kultur“ gebracht. Die größten Genies haben Beides gehabt: Kraft ist aber das Wesen des Genies. Sie fehlt dem Epigonen und er muß sich mit der Kultur begnügen. Also ein Genie ist Loben gewiß nicht. Daran hat auch kein vernünftiger Mensch je geäußert. Nur fehlt aber eben unserem Loben die Kultur. Ein Epigone, der nur irgend seinem Namen Ehre macht, giebt nicht so grausig mißlungene Sachen wie Loben; er hat Kritik, der Epigone, aber kein Können. Seine Werke sind Schaubrote, täuschend ähnlich denen aus wirklichem Weizen. Ich kann mitunter nicht übers Herz bringen, einem Epigonen meine tiefgehende Bewunderung zu versagen. In anderen Zeiten wiederum möchte ich mit Hadenstielen auf ihn los schlagen, auf alle diese von Geburt an „erlaucht Toten“. Ein Epigone weiß ganz genau, was er zu leisten vermag; ist er ein Großer, so geht er bis nah an die äußerste Anspannungsmöglichkeit seiner schlaffen Muskeln, er giebt dann das Bild eines titanisch postrenden Ringers, das für den wissenden Zuschauer eben so abstoßend wie tragisch wirken kann. Denn sobald es nicht anders geht, erduldet der Epigone mit affektischer Wuth ganz enorme Muskelschmerzen. Er ist ein intensiver Nachahmer, was gar nicht daneben geübtes extensives Nachahmen ausschließt. Ein extensiv Nachahmender ist auch Loben: aber wie ihm „Wille und Muth fehlt, ein Eigener zu sein“, so fehlt er ihm auch, ein Eigener „zu scheinen“. Den Willen und Muth hat aber der Epigone, nämlich: zu scheinen. Es ist ein inbrünstiger Lügner. Und da er von seiner Lüge weiß, wenn auch ganz tief im Unterbewußtsein, überschreitet er sein Gewissen durch immer inbrünstigere Pose. Ich sehe hier sogar einen Weg (es gehört allerdings ein unfassbares Wunder dazu), um aus dem Epigonthum hinaus zu wahrem Genie sich durchzulügen. Der extensiv Nachahmer Loben aber dachte an gar keine Lüge. Daß er sich selbst für ein Genie hielt, widerspricht Dem keineswegs. Das war bloße Kritiklosigkeit, deren sich ein wahrer Epigone nicht schuldig macht. Diese Kritiklosigkeit war vielleicht Lobens Gottesgabe. Er war ein sehr liebenswürdiger Mensch. Weich, gutherzig, empfänglich, begeistert und rastlos schaffend. Er war zu wenig Affekt, zu wenig inbrünstig, habüchtig, ehrgeizig, um eine Abnung von einer nothwendigen Lüge zu bekommen. Er war ein ganz harmloser Dilettant. Und als solcher ein Talent. Dieses unterscheidet ihn eben so von der misera

plebs der Literaturjünger wie vom Epigonen und Genies. Chamberlains Bemühungen, den Begriff „Dilettant“ wieder zu Ehren zu bringen, sind mir sehr sympathisch. Ist doch das Genie, recht verstanden, unter drei Fällen zweimal ein gigantischer Dilettant. Aber natürlich ist das ein (allerdings instruktiver) Streit um Worte. Oder besser: eine Neuarrondirung der Gebiete der Kunst. Führen wir die mathematischen Buchstaben a, b, c dafür ein, so wäre gar kein Irrthum darüber möglich, was Bissin und ich unter der Kunstleistung Löhens verstehen. Denn wir meinen das Selbe, nämlich: daß eine Auswahl der Gedichte Löhens eine räumliche Bereicherung unseres Besitzstandes an guten deutschen Gedichten ist. Einzelne (und aus anderen wenigstens Stellen) sind überraschend lebenskräftig und zweifellos besser als so vieles Hochgerühmte von künstlerisch am Leben gehaltenen, aber in Wirklichkeit längst wieder toten Scheingrößen unserer literarischen Wälzbücher. Wir haben viel Talmi. Und wir sind zu kritiklos geworden gegenüber Ueberkommenem. Wenn ein Gewesener ein meinerwegen leidlich Großer war, muß er gleich Klassiker heißen und an keinem seiner Werke darf gerüttelt werden. Ich bin so froh, daß Bissin Löhens gegenüber ein ganz tüchtiges Theil Kühle bewahrt hat. Voreilige Leser möchten fast meinen, er sei kalt zu seinem Poeten. In diesem Buch wird so gar nicht der Entdeckers-Tamtam geschlagen. Psychologisch erkläre ich mir Das dadurch, daß Bissin zu solch einem mit Wissen „von seinem Thema“ bis an den Rand vollgestopften Buch Jahre der Vorarbeiten gebraucht hat; ist er vielleicht im Anfang mit Ueberschätzung Löhens an die Arbeit gegangen, so reiste er an seinem Forschen allmählich zur Kritik. Aber ohne die menschliche Liebe und das kritische Interesse für seinen Dichter zu verlieren. Das Resultat ist deshalb ein seinem Gehalt nach überraschend reifes Buch geworden. Die Form ist die des sammelnden Forschens, der Aufstapelung alles für den Fachmann Nützigen. Also ein für den Wissenschaftsbetrieb höchst brauchbares Wälzbuch. Eine Arbeit über Löhens und die jüngere Romantik darf nicht mehr ohne gründliches Studium dieser Biographie geschrieben werden.

Bissin giebt auch einen ziemlich umfangreichen Band ausgewählter Gedichte Löhens (als Nr. 135 der „Deutschen Literaturdenkmale des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts“) heraus. Wenn das Buch erschienen ist, wird sich auch die Gelegenheit bieten, näher auf die Biographie einzugehen. Sie ist doch überaus interessant wegen der ausgedehnten Beziehungen Löhens zu interessanten Männern und Frauen seiner Zeit.

Großlichterfelde.

Dr. Otto zur Linde.

Indem wir von Dilettanten sprechen, so wird der Fall ausgenommen, daß Einer mit wirklichem Künstlertalent geboren wäre, aber durch Umstände wäre gehindert worden, es als Künstler zu erkoliren. Man darf bei der Kunst voraussetzen, daß sie nach Regeln erlernt und gelehrt ausgeübt werden müsse, obgleich diese Regeln nicht, wie die eines Handwerkes, durchaus anerkannt und die Gesetze der sogenannten freien Künste nur geistig und nicht bürgerlich sind. Der Dilettant verhält sich zur Kunst wie der Pflücker zum Handwerk. Der Künstler wird geboren. Er ist eine von der Natur privilegierte Person. Was dem Dilettanten eigentlich fehlt, ist Architektonik im höchsten Sinn, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituirte. Er hat davon nur eine Art von Ahnung, giebt sich aber durchaus dem Stoff dahin, anstatt ihn zu beherrschen. (Goethe.)

Max Liebermann.*)

Wie Liebermann der Natur, so müssen seine Beurtheiler ihm selbst gegenüber stehen; wie der Maler die Menschen betrachtet, die ihm zu Bildnissen fügen: ganz sachlich, als Diener des Eindrucks, als Registrator der Vorstellungen wirkenden Erscheinung, ohne den leisesten Versuch, zu schmeicheln oder die Natur zu korrigiren: so, er kann verlangen, soll man auch ihn darstellen und sein Portrait der Mitwelt zeigen. „Som Object das Gesetz empfangen“: Das ist das gesunde Kunstprinzip Liebermanns. Auch wo er, wie hier, selbst zum Object wird, läßt sich nichts Besseres thun, als diesem Grundsatze, den Schiller in seinem Umgang mit Goethe formuliren lernte, zu folgen. In unserer Zeit, wo jeder neue Tag neue Monographien bringt und die Krankheit schrecklich grassirt, die in der unbedingten Begeisterung für die abgeschilderte Persönlichkeit besteht („*furor biographicus*“ nannte Macaulay sie witzig), mag ein ruhiger Ton dem vortrefflichsten der lebenden deutschen Maler gegenüber im Vergleich ungerecht erscheinen; aber es scheint nur so. Man würde Liebermann lächerlich machen, wollte man in verfliegenen Ausdrücken von ihm und seiner Kunst reden. Er ist stark genug, eine objektive Untersuchungsmethode vertragen zu können; ja, er gewinnt dadurch mehr, als er es durch ein anderes Verfahren könnte.

.. Als der Fünfundzwanzigjährige, um 1872, in Weimar sein erstes bedeutendes Bild, „Die Wänscherupferinnen“, malte, hatte ein gesunder Instinkt in ihm die Negation des Faltschen bereits vollendet. Die Romantikertraditionen imponirten dem jungen Berliner nicht im Geringsten; seinen ersten Lehrer Steffek hatte er bald verlassen, weil er sich reifer fühlte als dieser konventionelle Kunsthandwerker, und

*) Ein paar Fragmente aus dem lesenswerthen Buch „Max Liebermann“, das Herr Karl Scheffler bei R. Piper & Co. in München veröffentlicht. Der Kunstkritiker Herr Müller-Raboth schreibt mir darüber: „Ich wünsche, die Leser der ‚Zukunft‘ ganz kurz auf das Erscheinen dieser neuen Publikation aufmerksam zu machen. Ihnen, die Gelegenheit haben, des Autors distinguirte Art zu würdigen, würde die einfache Notiz schon ein Versprechen sein. Ich will nur schnell hinzufügen, daß hier die nicht dürftige Liebermann-Literatur um das Werk vermehrt worden ist, das sie rechtfertigt und gleichzeitig überflüssig macht; mit dem Augenblick, da Schefflers Buch erschien, wurde jedes parteiische Wort für oder wider Liebermann ein lächerlicher Aftabismus. Eine endgiltige Urtheilsformulirung also, aber eine Formulirung ohne Pointe; vielmehr eine ungemein delikate Entwicklung all der psychologischen und kulturellen Determinationen, die den ästhetisch graduirbaren Werth Liebermann schufen. Hier fließt ein exakt durchgebildetes Gefühl für das Künstlerische in das reiche Gewäber der Abstraktion; und Geschautes und Gedachtes durchdringt und ergänzt sich zu einer garten, scharf konturirten Bildhaftigkeit, die den Mangel an intimerer Lebensfülle durch den größeren Reichthum an perspektivischen Details ersetzt. Das Ganze giebt sich mit der Leichtigkeit aller Dinge, die gründlich zu Ende gedacht worden sind; keinerlei Pathetik, kein schärferer Athem läßt die Hemmungen ahnen, mit denen im Chaos widersprechender Affoiationen der fruchtbare Gedanke sich formte, sondern die Aufschlüsse, die ein so ernstes und ruhiges Licht ausbreiten, bekommen in der Selbstverständlichkeit, mit der sie strömen, einen fast heiteren Glanz.“

auch den liberaleren Methoden seiner weimarer Akademielehrer stand er schon skeptisch gegenüber. Der Sinn für phrasenlose Natürlichkeit führte den gar nicht schwärmerisch Veranlagten zur Wirklichkeit. Da der Weg zu den inneren Wirklichkeiten der Seele stets über die äußeren Wirklichkeiten geht, blieb er vorläufig am naturalistischen Motiv hängen. Die Mittel, um einen so neuen Stoff, wie er in den „Wäscherupferinnen“ verarbeitet ist, künstlerisch befriedigend darzustellen, erwarb er von den in Weimar wirkenden Belgiern Pauwels und Verlat, die aus dem Nachbarlande Frankreich die moderne französische Tradition und sogar schon Courbets Einfluß mitbrachten. Rag aber die Fähigkeit, neuartige Realismen so altmeisterlich sicher und wirkungsvoll bildhaft darzustellen, diesen Weiden oder mehr dem Beispiel Munkaczys zuzuschreiben sein: noch heute sieht man staunend, wie gut die damals in Deutschland revolutionäre That geglückt ist. Die Volkstypen sind mit einer sachlichen Treue und Selbstlosigkeit dargestellt, die das Bild über Alles erheben, was jemals von Defregger, Knaus oder Bantier geleistet worden ist.

Hier war schon eine gewisse Meisterschaft erreicht, die, klug ausgenutzt, zu großen äußeren Erfolgen hätte führen können. Daß Liebermann mit diesem einen Werk die Periode, die es bezeichnet, auch abschloß und sofort neuen Zielen zustrebte, zeigt, wie schnell und konsequent seine Anschauungskraft Schlüsse zu ziehen wußte. Was ihm in diesem Augenblick noththat, wo sein Geist für neue Erkenntnisse bereit war, waren ursprüngliche Quellen. Wäre er in Deutschland geblieben, so hätte er sich wahrscheinlich der Leiblschule angeschlossen, die eben am Beispiel Courbets erstarke und der er durch den Einfluß Munkaczys schon nah gekommen war. Er hätte die Anregungen also aus zweiter und dritter Hand genommen. Das konnte ihm nicht genügen, weil er in dieser Zeit hinter seinen Ahnungen und Trieben eine ganze Welt witterte, ein reiches Leben, dessen Schätze noch ungehoben waren. Er hatte in seiner Schilderung der Wäscherupferinnen nicht die gewaltigen Laute der inneren Wirklichkeit, die ungeheure Atmosphäre, worin alles Lebendige schwimmt, wie eine Vision, geben können; aber er ahnte die Möglichkeit dazu in seiner nach Wirklichkeit hungrigen Seele. Das Leben, das Geheimniß vom bloßen Dasein der Dinge, das nie erschöpfbare Wunder der Existenz an sich; das Alles hing an, ihn tief zu begeistern; er begab sich auf die Suche nach dem Verwandten und ein rechter Instinkt wies ihn nach Frankreich.

Was die Modernsten wieder zu dem Romantiker Delacroix geführt hat, was sie Ingres, den in allen alten Kunstgeschichten als eingestrichelten klassizistischen Abgestempelten, verehren läßt, ist nicht ein Stoff- oder Stilinteresse. Die Fäden, die Delacroix mit dem Barock verbinden, die zwischen Ingres und der Renaissancekunst geknüpft sind, diese sichtbare Tradition, die beide Meister zu ihrer Zeit populär machte, interessirt die Neueren am Wenigsten. Aber über einigen der Bilder und Zeichnungen von Ingres und über allen bedeutenden Werken von Delacroix liegt eine seltsame Atmosphäre. Wenn auch die edlen, eleganten Linien des Ancien Régime die Werke beider Maler mehr oder weniger deutlich umschreiben, so spürt man daneben doch eine entscheidende Revolutionirung in der Anschauungskraft, die es treibt, wieder Urzustände herzustellen. Im Jahrhundert der Naturwissenschaften wittern die Künstler (bei diesen Weiden beginnt es) das Vegetative der Organismen; an die Stelle der schönen Divinisirung alles Lebendigen tritt in der Malerei die materialisirende Charakteristik. Der Menschenteib wird nicht mehr ausschließlich als

das architektonische Wunderwerk betrachtet, sondern auch als ein grotesk verwunderliches Zuchtprodukt; das Fleisch lodt nicht mehr in verführerischer Pracht, sondern es zukt gewaltsam darin das nach Erhaltung gierige animalische Leben. Die Bäume und Felsen schließen sich nicht länger zu edlen repräsentativen Partilhouetten, zu heimlichen Glückswinkeln zusammen, sondern erscheinen wie seltsame Gewächse im Schimmel dieser Erdrinde, den wir Vegetation nennen; das Meer ladet nicht mehr mit verheißenden weiten Horizonten und fernem sonnigen Küsten zur Luftfahrt ein, denn es wird wieder zu der Kraft, die anfangs war und immer sein wird. Diese Anschauungsweise, die alles Lebendige wie mit jähem Erschrecken wahrnimmt, es wie etwas nie Gesehenes anstarrt und dabei ein Wesentliches erkennt, kündigt sich schon bei Jngres leise und bei Delacroix laut an. Später, als diese originale Anschauungskraft, die berufen war, die ganze Kunst des neunzehnten Jahrhunderts zu determiniren, zur Selbstbefinnung drängte, versuchten Maler wie Daumier und Millet, über die neue, fast zur Verzweiflung treibende Sensation des Natureindrucks zu denken. Zwei grundverschiedene Temperamente, im Innersten erschüttert von dem selben Erlebniß, kamen zu verwandten Ergebnissen. Für ihr Schaffen wurde schon zum Ausgangspunkt, was Delacroix als nicht abzuweisende Kraft des Sollens nur hatte zulassen müssen und was er mit starkem persönlichen Genie dem romantischen Wollen eingefügt hatte. Millet's Trachten ging dahin, diese neue, als Nothwendigkeit empfundene Anschauungsgewalt sittlich erscheinen zu lassen, und Daumiers komplizirtere und reichere Natur versuchte, neben dieser ethisch erdhöbenden Tendenz auch den Gefühlen Ausdruck zu schaffen, die sich nothwendig in der heftigen Reibung der hohen Idee vom Nothwendigen mit den Alltagsnaturalismen dieses Nothwendigen ergeben mußten. Beide waren Romantiker, indem sie die Romantik zu überwinden trachteten; in ihrem Denken über das Nothwendige lag ein letzter Widerstand dagegen, ein protestirendes Wollen. In Millet's Bildern ist eine moralisirende Nuance, in Daumiers Werken eine politisirende. Darum konnten sich Beide auch nicht ganz von der erklärenden, den Begriff umschreibenden Linie losmachen. Viel rückhaltloser hat sich Courbet der neuen Anschauungsform hingegeben. Ihm wurde das elementarische Wesen der Dinge Selbstzweck. Wie aber die ganz modernen Absichten seiner Malerei sich noch zum Theil der Mittel der Altmeister bedienen, so liegt bei ihm die lebendige Impression, wie man diese Anschauungsform der neuen Zeit genannt hat, in einer letzten herzlichen Umarmung des romantischen Wunsches. Was Farbentromantiker wie Whistler und die Schotten, wie Trübner und zum Theil Juloaga von Courbet abgeleitet haben, Das liegt im Keim auch schon in dessen Malerei neben all dem Lebendigen. Sein unendlich einflußreiches Wirken bezeichnet den Zeitpunkt, wo mit noch traditionellem Mittel etwas durchaus Unüberliefertes, Ursprüngliches ausgebrüht, mit alter Sprache ein neuer Inhalt gegeben wurde. Wenn Daumier und Millet die Erscheinung immer auch ein Wenig erklärt hatten, beschränkte er sich darauf, sie zu fühlen. Freilich bediente sich auch sein Gefühl noch einer Formel; doch war diese nicht mehr begrifflich konstruirt, sondern auf dem Wege eines ganz sinnlichen Ektizismus mit modernen Endzwecken gewonnen.

Als die französische Malerei diesen Grad der Entwicklung erreicht hatte, als sie, im Besiß reicher neuer Ausdrucksformen, dicht vor einer letzten Konsequenz stand, kam Liebermann zu ihr. Wie sehr dieser freiwillige Schüler innerlich bereit war, zeigt der bedeutende Fortschritt der Anschauungskraft und Darstellungsfähigkeit, der

in den nächsten Bildern zu spüren ist. Doch ist weniger der Heißhunger verwunderlich, womit diese Künstlernatur, der sich so Vieles als schöne Erfüllung dunkler Ahnungen nun offenbarte, Beziehungen zu Manckaczyn suchte, sich den Troyon, Daubigny und Corot anschloß, Courbet auf sich wirken ließ und sich vor Willels Werken begeisterte, als vielmehr die instinktive Besonnenheit, die diese Fälle von Anregung gleich so zu organisieren verstand, daß in den nächsten Werken von einer Unsicherheit kaum Etwas zu spüren ist. Die Erklärung hierfür liegt in der Prägung des kritischen Intellektes, der nie vergaß (was jungen Künstlern so oft geschieht), beim Abwägen der Möglichkeiten die eigene Natur, den Zwang der persönlichen Eigenart gebührend in Rechnung zu stellen. Am Stärksten wirkte auf Liebermann zunächst Willel, weil dessen Art, die äußere Wirklichkeit zu einer inneren zu machen, für den über den naturalistischen Stoffbegriff Emporktrebenden am Sinnfälligsten erscheinen mußte. Dieser tiefe Eindruck, den eine große Natur, ein mehr germanisch als romanisch anmutender Geist auf den jungen Deutschen machte, klingt bis heute vernehmlich nach und hat einigen Hauptwerken Liebermanns, wie den „Reiseführerinnen“, der „Frau mit der Ziege“, den Charakter bestimmt. Von vorn herein war dieser Einfluß aber nicht unbedingt. Schon das erste im Schatten Willels entstandene Werk, „Die Häbenjämmer“, weist auch auf den Courbet der „Steinklopfer“; weitere in dieser Zeit gemalte Bilder lassen an andere Maler der Schule von Fontainebleau, der Liebermann sich auch örtlich eine Weile anschloß, denken; oder man wird an Daumier erinnert und an andere Werke der französischen Kunst. Diese Ueberfälle nach den künstlerisch kargen Jugendjahren hat zu einer sozusagen unpersönlichen Meisterlichkeit geführt. Fast alle Bilder aus den siebenziger Jahren haben etwas unnatürlich Fertiges und Reifes; ihre dunkle Altmeisterlichkeit hat etwas Galerienmäßiges, das mehr kunstgeschichtlich als menschlich interessiert. Es fehlt die feinere Psychologie nicht nur in den dargestellten Menschen, sondern auch in der Landschaft, in der Lebensatmosphäre. Man vermißt unmittelbares Gefühl für das Leben. Zum Ausgangspunkt ist meistens eine Kunsterkenntnis, angewandt auf die Natur, geworden, nicht ein naives Naturerlebnis. Das konnte unter den gegebenen Umständen kaum anders sein. Diese etwas harte Tüchtigkeit konnte zunächst auch nicht geschmeidig und belebt werden, als Liebermann, nach kurzer Beherzeit in Paris und Fontainebleau, nach Holland ging. Denn dort war nicht nur wieder eine Fülle neuen Anschauungstoffes, neuer Natureindrücke zu verarbeiten, sondern auch das Erlebnis, das jedem wirklich modernen Künstler eines Tages zum Schicksal wird: die nähere Bekanntschaft mit Rembrandt und den alten Holländern. Vor Allem auch mit Frans Hals. Die Verwirrung des mit den wechselnden Eindrücken Kämpfenden geht deutlich aus dem schwankenden Stil der nächsten Bilder hervor. In den „Kleinkinderschulen“ versucht der deutsche Genremaler sich zu naturalisieren, der 1878 in München gemalte „Christus im Tempel“ ist ein Rückfall in die Anschauungsform Wenzels, der um so merkwürdiger ist, als vorher von einem intensiven Eindruck der Kleinmeisterlichkeit des Berliners auf Liebermann wenig zu spüren ist. Nach einem Jahrzehnt nur ist dieser Einfluß noch einmal in gleicher Deutlichkeit, doch nun wundervoll verinnerlicht, aufgelebt: in dem „Münchener Bierkonzert“. Auf Courbet, Daumier, Willel und andere Vorbilder weisen Bilder aus den siebenziger Jahren wie die „Konservenmacherinnen“, „Die Hufschmiede“, „Die Geschwister“, „Mutter und Kind“; der „Bauer im Kartoffelfeld“ ist ganz unter dem Einfluß Willels entstanden und hier und da spuken auch Reminiszenzen an Frans Hals. Dieses Hin

und Her ist um so merkwürdiger, als innerhalb eines Bildes zwei incommensurable Anschauungsformen niemals vermischt worden sind. In solchen Versuchen verschiedener Art haben sich Liebermanns spezifische Malertugenden entwickelt. Vor Allem gilt Das für die Kraft, die zu den edelsten seines Talentes gehört: die Fähigkeit, den Raum darzustellen, die Poesie des Raumes zu fassen. Als eins der frühesten Beispiele kann das Bild: „Kartoffeln bubbelnde Bauern“ aus dem Jahr 1875 gelten; das Raumgefühl darin wirkt wie ein heller Lebensruf. Daneben sehen wir in diesem Jahrzehnt Liebermann stetig um die Naturalisirung seiner Farbe bemüht, um die Ueberwindung des dunklen Galerictones. Und endlich spürt man ein ständiges Wachsen des Naturgefühles, der selbständigen Anschauungskraft. In den achtziger Jahren hat Liebermann dann die Reife erlangt, deren Resultate ihm den Sonderplatz in der Kunstgeschichte sichern würden, auch wenn er später nichts hinzugefügt hätte. Das lebendige Gefühl wurde damals das Bestimmende: und damit war die Originalität, aber zugleich auch die Einordnung ins Ganze der Entwicklung gesichert. Werke wie „Die Bleiche“, „Münchener Vierkonzert“, „Altmännerhaus“, „Rehstüchlerinnen“ sind Zeugnisse ganz freier gewordener Empfindungskraft.

Mit dem „Altmännerhaus“ ungefähr beginnt die Reihe der „echten Liebermanns“. In der folgenden, fast dreißigjährigen Thätigkeit sind seitdem freilich noch Schwankungen zu Gunsten des einen oder anderen Darstellungsprinzipes zu spüren gewesen; doch ist die Eigenart nie mehr ernstlich in Frage gestellt worden, weil Liebermann endgiltig in der Schule seiner Vorbilder (oder besser: in der Schule des Jahrhunderts, des Zeitstiles) gelernt hatte, sich selbst zu finden und den eigenen Instinkten zu vertrauen... Ein Beweis für die Konsequenz der Selbsterziehung Liebermanns liegt in dem Umstand, daß er auf einem bestimmten Punkt innehielt. Er ist mit Millet und Courbet zu Manet und weiter zu Degas gegangen; aber vor dem Neo-Impressionismus hält er ein. Er hat, was er braucht; und mehr wollte er nie. Denn keinem deutschen Künstler ist die Technik so untrennbar von der Anschauung wie ihm. Liebermann ist mit dem Verlangen geboren worden und damit groß geworden, eine Anschauungsform des Lebens zu gewinnen und sie dann künstlerisch darzustellen. Er hat sich nie darüber Sorgen gemacht, ob diese Anschauungsform auch genial genug sei. Mit dem Kunststück, über den eigenen Schatten wegzuspringen, hat er sich nicht abgegeben; er nahm vielmehr immer das ihm von der Natur Gegebene als Etwas hin, woran zu rütteln Wahnsinn wäre. Dieses Gegebene aber vollständig und ganz klar auszusprechen, seine Anschauungsform als notwendig erscheinen zu lassen: darin besteht seine Lebensarbeit. Er schuf sich eine Sprache, die seinen Zwecken genug thun kann; aber brotlose Sprachkünsteleien, artistische Spielereien zu treiben, liegt ihm ganz fern. Er ist sachlich. Mehr als einmal hat er, der an die Erde Gesesselte, Ikarus aus stolzer, lustiger Höhe herabstürzen sehen. Und wenn sich unsere Phantasie, unsere Theilnahme vor Allem gern dem Jüngling zuwendet, dessen tragisches Genieschicksal dem Tiefsten in uns zum Symbol wird, so spricht eine andere Stimme noch vernehmlicher von dem Ruhm des sich weise Beschränkenden, der so viel und so Nüchternes erreichen konnte und nach anderer Richtung zu einem Vorbild reinen Künstlerhumors geworden ist.

Die soliden, kraftvollen Tugenden haben Liebermann, den Internationalen, zu einem Maler gemacht, der unter den Deutschen als einer der deutschen steht. Auf die Vorstellungen, Empfindungen, Gemüthskräfte und Gefühlseigenheiten, die

als spezifisch deutsch gelten, kann er nicht mehr Anspruch erheben als mancher andere nationale Maler; aber er scheint nun reicher auch an diesen Eigenschaften zu sein als die meisten seiner Kollegen, weil er seinen Besitz vollständig ausdrücken kann. Seine Malerei ist herb, aber keusch, gefühlsstark, oft idyllisch zart und immer ehrlich. Sie mehrt den nationalen Besitz und wird sich einst dem Zurückblickenden vollständig der Entwicklung der deutschen, ja, sogar der berliner Malerei einordnen. Von der ganzen internationalen Lehre wird man einst nichts spüren als das nationale Endergebnis; und was diesem bleibenden Werth verbürgt, wird wieder die internationale Verständlichkeit der Lebensanschauung sein. So schließt sich der Kreis einer persönlichen Entwicklung wie der einer ganzen Epoche; was revolutionär und zerstörend erschien, entpuppt sich als das wahrhaft konservative; was wie wilde, verzweigte Verneinung aussah und aus dem uralten Kampf zwischen Mensch und Schicksal seine Kräfte zog, erweist sich als die Bejahung, als die Letztion eines großen, völkerumfassenden Zeitstrens, das die Volkskräfte der einzelnen Nationen durch internationale Reibung erneuert und stärkt und das sich selbst in diesen Nationalisierungen vermannichsacht, sich in diesem Partikularismus kräftigt. Es ist eine ganze Rasse, die seit hundert Jahren schon das harte, zwingende „Tu sollst!“ der Geschichte hört; aber niemals sind die Franzosen, Engländer, Amerikaner und Deutschen französischer, englischer, amerikanischer oder deutscher gewesen, als wenn sie Alle dem selben Zeitbefehl thätig folgten; niemals ist der einzelne Künstler ein besseres Kind seiner Volkheit, als wenn er Dem vertraut, was ihn mit den Vätern jenseits der Grenzspähle eng verbindet. Nur wer Entwicklung als Schicksal nimmt, wird eine haben; wer aber gegen die Stimme der Nothwendigkeit trozt, wird sich selbst niemals vollständig finden.

Eine große Sicherheit zeigt Liebermann in den graphischen Techniken. Er schreibt seine Natureindrücke in der knappen Form von Notizen mit schneller Leichtigkeit nieder. Als Zeichner ist er vielleicht noch unbefangener, weil er, der Intellektuelle, sozusagen eine Schwarz-Weiß-Natur ist, deren Sinnlichkeit zum guten Theil auf dem Grunde der Reflexionen wächst. Wenn schon der Maler mit Vorliebe Motive sucht, die im Wesentlichen auf Hell und Dunkel gestimmt sind, so läßt sich denken, wie gut dem Zeichner das Transponiren des Biersfarbigen ins Monochrome gelingt... Seine Reifeitschaft wird freilich nur von wenigen Kunstfreunden gegeben. Die Mehrzahl sieht in der graphischen Technik des Kengelschülers nur ein wirres Gefrigel; noch immer kann man sich nicht von dem sauberen Kupferstecherstrich, von der eleganten Schraffur trennen. Aber auch in diesem Fall bebingen sich Kunstprinzip und Technik mit Nothwendigkeit. Der Impressionist vermöchte unter keinen Umständen mit den Mitteln einer auf plastische Fülle und ornamentale Umhüllung gerichteten Darstellungsmethode den Raum, die Bewegung des Lebens, die Atmosphäre und die Stimmung wiederzugeben. Seine graphische Handschrift muß von der der Alten abweichen, wie die moderne, nervöse, übereilige, sachliche Geschäftsschrift von der reinen Kalligraphie. Wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß selbst in dem aufgerigtesten Gefrigel immer noch Bestandtheile von Schönlingkeit enthalten sind. Das dekorative Element der Graphik Liebermanns liegt in der schlafenden Richtigkeit der Valeurs; in der Kunst, die graphische Andeutung im Rahmen wirksam zu placiren und damit schon von fern den Eindruck der Kostbarkeit zu erwecken, einer Kostbarkeit, die sich in der Nähe in Wahrheit verwandelt; in der edel eleganten Handschrift und in der Kunst, eine Totalität epigrammatisch zuzuspitzen.

Kursmache.

Die amtlichen Kursnotizen geben kein ganz zutreffendes Bild von der wirklichen Lage des Marktes; und wer glaubt, morgen zu dem heute notirten Kurs kaufen oder verkaufen zu können, Der wird oft enttäuscht werden. Dieser Mißstand ist alt, schien schwer zu beseitigen und Niemand mochte sich entschließen, die Behörde zu alarmiren, die dann vielleicht auch andere Börseneinrichtungen allzu grell beleuchtet hätte. Seit das große Publikum sich mehr an den Börsengeschäften betheiligt, ist die Klage lauter geworden. Der zünftige Börsianer ist an Zustände gewöhnt, über die der Neuling sich wundert und ärgert. Als das Echo dieses Unwillens in sein Ohr gedrungen war, forderte der Handelsminister eine Enquete, die mit Umfragen beim Börsenvorstand und bei der Handelskammer begonnen hat und noch nicht zu Ende ist. Welche Vorschläge zur Abhilfe gemacht werden, bleibt abzuwarten. Nützlich ist aber schon, daß endlich einmal offen ausgesprochen und an Beispielen bewiesen wird, wie es hinter dem Kurszettel aussieht und wie die Kursnotiz manchmal entsteht. Eine „Reform“ wird verlangt; noch aber weiß Niemand, was und wie reformirt werden soll. Wir wollen hoffen, daß man nicht zögert, das Uebel von der Wurzel aus zu heilen. Die Meisten sind einig darüber, daß der Bankier auf die Gestaltung des Kurses nicht zu viel Einfluß haben darf. Die geheimnißvollen Zusätze G und B (Gift und Wärme, nach der Interpretation eines wipigen Börsianers) geben dem Bankier die Möglichkeit, dem gutgläubigen Leser des Kurszettels blauen Dunst vorzumachen. Das G hinter dem Kurs soll, nach der Erklärung in der Börsenbibel, sagen, daß zu dem angegebenen Kurs Nachfrage ohne ein ihrem Umfang entsprechendes Angebot bestand; das B bedeutet, daß Material zu diesem Preis angeboten war, aber nicht aufgenommen wurde. Das B ist also ein sehr böses Zeichen; und wenn viele B auf dem Kurszettel stehen, wirkt diese Häufung wie der Rostruf: „Kette dich, wer kann!“ Da ist denn begreiflich, daß die Bankiers dieses schlimme Zeichen fürchten und im Interesse der ganzen Börsengemeinschaft zu handeln glauben, wenn sie versuchen, *de corriger la fortune*. Manchmal steht ein G, wo ein B stehen müßte. Angebot ohne Nachfrage: diesen Schein will man meiden. Die selben Leute aber denken nicht daran, das Papier nun etwa zu dem Geld-Kurs zu kaufen. „Ausweichkurse“ nennt man durch solche Einwirkung entstandene Kurse; weil der Bankier jeder zu dem notirten Kurs ertheilten Kaufordre dadurch ausweicht, daß er das Papier um einen Bruchtheil heruntergehen läßt und den Verkäufer dadurch hindert, ans Ziel seines Wunsches zu kommen. Wie ein Zerlich tanzt der Kurs vor dem Hoffenden hin und her und läßt sich nicht haschen. Kurz vor der Kursfeststellung erscheint der an dem Papier interessirte Bankier oder sein Vertreter an der Markterkrankung und fragt, ob „was los“ sei. Sagt der Markler, er habe 1000 Mark zum Kurs von 110 zu verkaufen, so giebt ihm der Bankier den Auftrag, 109,90 Geld zu notiren. Die Verkaufsordre konnte also zu 110 nicht ausgeführt werden und der Auftraggeber muß dem Kurszettel den Glauben entziehen, zu 109,90 sei ein Käufer dagewesen; sonst dürfte hinter der Notiz doch kein G stehen. In frohem Vertrauen auf die absolute Zuverlässigkeit des amtlichen Kurszettels bietet er am nächsten Tag seine 1000 Mark zu 109,90 zum Verkauf an. Doch damit ist nichts gewonnen; der geheimnißvolle Interessent wollte nur zu 109,80 kaufen, wie die glaubwürdige Notiz mit dem G-Zeichen im amtlichen Kurs-

blatt beweist. Das Gebot wird also auf 109,80 ermäßigt; und sinkt ist der G-Kurs 109,70. Dieses netische Spiel kann der Bankier bis zum jüngsten Tage fortsetzen, ohne je ernstlich Käufer für das betroffene Papier zu sein; er will nur verhindern, daß ein B auf den Kurszettel kommt und daß dann womöglich mehr Verkäufer auftauchen, die den Kurs arg drücken könnten (was ihm wegen seines eigenen Effektenbesitzes natürlich höchst unangenehm wäre). Daß solche „Ausweichkurse“ nicht etwa nur in der Vorstellung der Börsenfeinde existiren, beweisen die in letzter Zeit aus der Praxis mitgetheilten Fälle. Einen davon will ich beschreiben. Jemand wollte 500 Mark einer vierprozentigen Industrieobligation verkaufen und limitirte den Kurs auf 97. Dieses Limit war nicht zu erreichen, da der Kurs nicht über 96,90 hinaufging. Als er auf 96,90 G stand, gab der Kunde den Auftrag, das Papier am nächsten Tag zu 96,80, also noch unter dem Geld-Kurs, zu verkaufen. Die Notiz ging auf 96,70 zurück. Auftrag, zu diesem Kurs zu verkaufen. Rückgang auf 96,60 G. Das ist einer von vielen Fällen. Lohnt es sich wirklich, wegen der Bagatelle von 500 Mark solche Kunststücke zu machen, nur um das angebotene Material nicht aufnehmen zu müssen? Meist handelt sich bei den „Ausweichkursen“ um Effekten, in denen große Umsätze kaum vorkommen, wie Stadtanleihen oder Industrieobligationen kleinerer Gesellschaften. Mit Material dieser Art will sich der Bankier nicht allzu sehr belasten und er sucht sich, auch wenn nur kleine Posten angeboten werden, um die Aufnahme dieser Waare herumzudrücken. Das darf er. Niemand kann einen Bankier zwingen, alles zum Verkauf gestellte Material der von ihm protegirten Papiere zu übernehmen. Doch müßte der Kurszettel, dessen Hersteller sich um den Effekt nicht zu kümmern haben, dann zeigen, daß zu dem limitirten Kurs kein Käufer vorhanden war, daß der notirte also ein Brief- und kein Geld-Kurs ist.

Der Kursmacker kann erkennen, ob eine ihm vom Bankier „gemachte“ Notiz ernst ist oder nicht; er müßte mindestens Verdacht schöpfen, wenn sich das Manöver mit den „Ausweichkursen“ mehrere Tage hinter einander wiederholt. Hat der Makler Waare zu 105 und erklärt am ersten Tag der Interessent, daß er zu 104,90 Nehmer sei, so kann er am nächsten Tag nicht mit der Ausrede kommen, er wolle zwar zu 104,90 kaufen, könne aber nicht den ganzen angebotenen Posten zu diesem Kurs nehmen, sondern müsse dann auf 104,80 zurückgehen. Er wußte ja schon am ersten Tag, als er seinen Geld-Kurs machte, genau, wie groß der zum Verkauf angebotene Posten sei. Und er ist, wenn seine Geld-Notiz ehrlich sein soll, nun gezwungen, das erste Angebot zu 104,90 aufzunehmen. Hat am nächsten Tag, zum Kurs von 104,90 G, das angebotene Material sich vergrößert, so nimmt der Bankier eben nur den zuerst zum Verkauf gestellten Betrag, über dessen Umfang er ja von Anfang an informiert war, und die Notiz hat dann zu lauten: 104 bz B. Das heißt: zu 104,90 ist Waare aufgenommen worden, aber nicht der ganze angebotene Betrag. Das wäre forrest; oft aber wird ausgewichen. Für den Verkäufer, sagt man wohl, ist schließlich einerlei, ob auf sein Limit von 105 die Notiz 105 B oder 104,90 G laute; er wisse in jedem Fall, daß er seine Waare zu 105 nicht verkaufen kann. Solche Erklärung ist Sophisterei. Bei 105 Brief weiß der Verkäufer, daß er den geforderten Preis nicht bekommen kann; bei 104,90 Geld aber wird ihm gesagt, zu diesem Kurs seien Käufer vorhanden. Das scheint mir doch ein Unterschied; im ersten Fall erfahre ich nicht, zu welchem Kurs ich meine Waare an den Mann bringen kann, sondern werde mit dem glatten Bescheid abgethan, daß kein Käufer dagewesen

fei; im zweiten Fall wird mir die Zusicherung gegeben, daß ich zu 104,90 Käufer finde. Fingirte Kurse sind, wie ich schon erwähnte, im Allgemeinen nur bei Papieren üblich, die keinen großen Markt haben, bei denen also ein Angebot von 500 oder 1000 Mark noch nicht sicher weitere Verkäufe nach sich ziehen muß, wenn sich für die Waare wirklich ein ernsthafter Abnehmer zeigt. Der Kurszettel soll aber Jedem, der sich aus ihm informiren will, ein zuverlässiges Bild der Geschäftslage geben. Aus der Geld- oder Brief-Notiz muß zu ersehen sein, welche Chancen sich für den Kauf oder Verkauf eines bestimmten Papiers bieten. Spekulanten und „große Leute“ brauchen den Kurszettel am Wenigsten. Die finden auch ohne diesen Mentor ihren Weg; sie haben ja „Beziehungen“. Das Kursblatt wendet sich zunächst an die mit den feineren Nuancen des Börsenspiels nicht Vertrauten und muß gerade deshalb rückhaltlos ehrlich sein. Dieser Ansicht scheint sich auch der Handelsminister anzuschließen. Die Handelskammer hat ihm geantwortet, „das als ‚Davontrennen des Kurzes‘ gekennzeichnete Verfahren komme wohl vor, nach den Beobachtungen des Börsenvorstandes aber so selten, daß es nicht gerechtfertigt wäre, deshalb die bewährten, für die Notirung von über 2300 Papieren angewendeten Grundsätze der Kursfeststellung abzuändern.“ Diese Antwort genügt dem Minister nicht; er will weitere Auskunft über den Umfang des Systems der berüchtigten „Ausweichkurse.“

Die Börsenorgane sollten aber nicht erst auf Winke von oben warten, sondern selbst eingreifen. Das Uebel ist ja als solches erkannt und an Beschwerden fehlt's leider nicht. Der Einheitskurs darf freilich nicht gesperrt werden. Wir wären nicht besser dran, wenn eine Brief- und eine Geld-Notiz gebracht würde (in unserem Beispiel also 105 B und 104,90 G); der Bankier könnte dann erst recht bequem zu dem fingirten Geld-Kurs Bestände seines Papiers außerhalb der Börse verkaufen. Das kommt nämlich auch vor. Auf die „gemachte“ Geldnotiz hin melden sich an den Schaltern der Bankiers Käufer, an die er Posten aus seinen Beständen zu diesem Kurs verkauft. Hätte die richtige Brief-Notiz auf dem Kurszettel gestanden, so wären wahrscheinlich keine Käufer gekommen. Bringt man neben der Brief- auch die Geld-Notiz, so fördert man die Kursmache. Nach der Ujance könnte dann der Bankier von Kauflustigen einfach den Durchschnittskurs fordern, der bei 105 B und 104,90 G ja sogar 104,95 betrüge. Eben so wenig würde es nützen, wenn der in jedem Papier gemachte Umsatz hinter dem Kurs notirt würde. Erstens würde der Kurszettel zu umfangreich und nicht früh genug fertig. Zweitens wäre bei der Angabe der zu Stande gekommenen Schlässe mit den selben Ungenauigkeiten und Fiktionen zu rechnen (man denke an die Gefälligkeiten, die ein Bankier dem anderen mit der vorübergehenden Hereinnahme von Stücken erweisen kann), die bei der Kursfeststellung vorkommen. Zwei Wege scheinen mir gangbar. Den als „Kneifer“ bekannten oder verdächtigen Leuten dürfte der Kursmakler nicht sagen, welche Aufträge ihm vorliegen; nur der Börsenkommission wären diese Aufträge mitzutheilen. Dann müßte der Bankier seine Ordres geben, ohne die Gegenordres zu kennen. Das wäre schon Etwas. Außerdem aber müßte der Bankier (etwa bis zum Beginn der nächsten Börse) für den von ihm gemachten Kurs haften und gezwungen sein, zu diesem Kurs zu nehmen und zu geben. Solche Haftpflicht könnte mehr wirken als umständliche Reformirungsversuche. Das erste Mittel wäre in Ausnahmefällen anzuwenden; die Haftpflicht aber müßte zur bindenden Regel werden. *Ladon.*

Weimar.

Im letzten Dezemberheft habe ich eine Darstellung der Vorgänge veröffentlicht, die den Grafen Harry Kehler bestimmt haben, aus dem Kuratorium des weimariſchen Museums zu ſcheiden. Daß dieſe offene Erdörterung oft beſetzter Mißstände im Großherzogthum Sachſen-Weimar-Eiſenach (und namentlich in deſſen Residenz) manchem Mann und mancher Frau Freude gemacht hat, beweifen mir viele Briefe. Kein Wunder. Herr Falconnet von Palézieux, der Oberhofmarſchall des Großherzogs, iſt im Reich Wilhelm Ernſts der unbeliebteſte Mann; in der Beamtenſchaft, am Hof und im Volk. Ich habe ſchon neulich geſagt, daß er kein Dugendhösling iſt, ſondern ein intereſſanter Herr. „Energieſch; wenns ihm nützlich ſcheint, ſachgrob; und in großem Stil ehrgeizig. Er hehlt keinen Widerſpruch, büdt ſich niemals und zeigt durch Haltung und Rede, daß er nicht zum Hofgeſinde gehört. Seine Kritik Allerhöchſter Herrſchaften hat den weimarer Salons oft das Geſprächsthema geliefert. Alles gittert vor ihm. Auch eine häßliche Lotteriegeſchichte hat ſeine Stellung nicht gefährdet; trotzdem die Thatſache, daß ein gegen einen Beamten eröffnetes Strafverfahren ohne erkennbaren Grund eingeleitet worden war, im Lande ſehr böſes Blut gemacht hatte und in Privatgeſprächen behauptet wurde, die Einſtellung ſei der Gnade des Oberhofmarſchalls zu danken. Der Kampf wider dieſe Großmacht im kleinen Reich ſcheint Jedem zu ſchwer.“ Daß dieſer Kampf nun doch einmal gewagt wurde, hat Viele gefreut. Weimariſche (und andere ſächſiſche) Blätter hatten meinen Artikel abgedruckt; in der Preſſe und in der ſociety wurde gefragt, was der Oberhofmarſchall wohl thun werde. „Er iſt ja preußiſcher General und kann den Vorwurf nicht ruhig hinnehmen, daß er einen Kameraden (Graf Kehler gehört dem Offiziercorps der Dritten Garde-Wanen an) grundlos verdächtigt und einen Brief, der (wahrscheinlich in der von militäriſchem Brauch für ſo ernſte Fälle vorgeſchriebenen Form) die Pflicht zu unzweideutiger Revoſkation nachdrücklich betont hatte, freiwillig der zur Ahnung von Mandarinenſünden berufenen Inſtanz ausgeliefert habe.“ Er ſchwieg. Am ſiebenten Januar erſchien in der berliner Zeitung „Die Poſt“ ein Artikel, der ihn verteidigen ſollte. In der „Zukunft“ ſei ein „anonymes Pamphlet“ veröffentlicht worden, eine „Schmähschrift“, die „einen von Mißgunſt, Haß und Rache ins Werk geſetzten Feldzug gegen den Oberhofmarſchall darſtellt.“ (Ein Berthridiger, der ſchreiben kann, war, wie es ſcheint, nicht zu haben.) Den Leſern der „Zukunft“ brauche ich nicht zu ſagen, daß der geſcholtene Artikel von mir geſchrieben iſt; dem Herrn Oberhofmarſchall nicht, daß ich für den Inhalt verantwortlich bin. Wer ihn geleſen hat, weiß, daß die Vorgänge ohne Heftigkeit dargeſtellt waren und Herrn von Palézieux (den ich nicht kenne, alſo auch nicht haſſen kann) ſehr ſchätzenswerthe Qualitäten zugeſchrieben wurden. An zwei Stellen habe ich geirrt. Nicht die Großherzogin Sophie (die ja vor ihrem Mann ſtarb), ſondern die Erbgroßherzogin Pauline (die Frau Karl Auguſts und Mutter des jezt regirenden Großherzogs) hat den Grafen Kehler auf ihrem Wittwenſitz wie einen Freund empfangen; und Graf Wedel, Falconnets Vorgänger, iſt nicht geſtorben, ſondern als Lebender aus dem Oberhofmarſchallſamt geſchieden. Dieſe beiden Irrthümer minderten das Gewicht des Beſetzungsmaterials nicht um ein Milligramm. Der Berthridiger Seiner Excellenz des Herrn

Generallieutenant von Palézieux muß denn auch bekennen, daß die Redakteure der weimariſchen Zeitungen meine Darſtellung zutreffend fanden. Muß wechſlagen: „Selbſt das amtliche Blatt für das Großherzogthum hat einen großen Theil des Schmähmachwertes abgedruckt und dazu bemerkt, die für Weimar nicht gerade erfreulichen Ausführungen zeugten, was die Thatſachen angehe, davon, daß die „Zukunft“ über die Vorgänge ſehr eingehend informirt geweſen ſei.“ Si tacuiſſes! Wenn ein in Weimar lebender, mit der Leitung des amtlichen Blattes beauftragter Mann meine Darſtellung richtig findet, kann ſie nicht ſo falſch ſein, wie der anonyme Vertheidiger Seiner Excellenz behauptet (ohne es zu beweifen). Nachdem er mich (als vorſichtiger Mann) ſpricht er immer von einem „Anonymus“ geſchimpft und den Oberhofmarſchall als „kenntnißreichen, höchſt beſähigten Herrn von ſeinem Kunſtverſtändniß“ geſeiert hat, beſchuldigt er den Grafen Keßler, als Direktor des Muſeums ſchlecht gewirthſchaftet zu haben. Der Graf habe „die finanzielle Lage der Anſtalt geſchädigt und ein Deſizit veranlaßt, das nur durch eine energiſche Sanirung wieder zu beſeitigen iſt“. Das ſei der „wahre Grund“, der die Ungnade und den Rücktritt bewirkt hat. Graf Keßler hat darauf in der weimariſchen Zeitung „Deutschland“ geantwortet. Erſtens habe er nicht aus vorhandenen Mitteln geſchöpft, ſondern dem ſaß mittel-loſen Muſeum das zu Ankaufen nöthige Geld erſt verſchafft. (Hier war geſagt worden: „Der Graf hatte, um ſeine Unabhängigkeit zu wahren, jeden Entgelt für ſeine Arbeit abgelehnt und, wenn der weimariſchen Kunſtpolitik die Mittel fehlten, Subſidien geſchafft.) Zweitens ſtamme das „Deſizit“ nicht aus der Zeit ſeiner Direktion, ſondern aus einer früheren Epoche. „Die Verwaltung des Muſeums, die, wie der Artikelſchreiber ganz richtig bemerkt, ſchon immer unter der Auſſicht des Herrn von Palézieux geſtanden hat“, ließ Hunderttauſende verſchwinden; auf welche Weiſe und in welche Taſchen, iſt biſher nicht aufgeklärt und auch nicht unterſucht worden. Das Muſeum war, als ich es übernahm, ſo gut wie mittelloſ. Deſhalb ergaben, da auch kein Zuſchuß vorhanden war, die bloßen Verwaltungskoſten mit Nothwendigkeit ein jährliches Deſizit. Die vom Artikelſchreiber gerügten Ausſtellungen brachten dagegen meiſt einen Ueberſchuß. Das jährliche Deſizit war alſo die Folge von Verhältniſſen, die vor meiner Zeit lagen, der relativ geringe Umfang dieſes Deſizits eine Folge der nicht immer ohne Schwierigkeit durchgeführten Ausſtellungen. Der „wahre Grund“ meines Rücktritts liegt alſo nicht, wie in dem Artikel behauptet wird, in finanziellen Mißerfolgen, ſondern durchaus in Umſtänden, die durch das perſönliche Verhalten des Generals von Palézieux herbeigeführt worden ſind. Da ich bereits zweimal öffentlich erklärt habe, daß Herr von Palézieux mit einem Privatbrief Mißbrauch getrieben hat, bedaure ich, daß der Artikelſchreiber die Gelegenheit nicht benutz hat, ſeine Verſichtigungen auch auf dieſen Punkt auszudehnen“. Dieſe Erklärung, die an Deutlichkeit nichts zu wünſchen übrig läßt, iſt auch in der „Poſt“ veröffentlicht worden; leider ohne den Satz, in dem Keßler behauptet, unter der Auſſicht des Herrn von Palézieux habe die Muſeumsverwaltung „Hunderttauſende verſchwinden laſſen; auf welche Weiſe und in welche Taſchen, iſt biſher nicht aufgeklärt und auch nicht unterſucht worden“. Nicht einmal unterſucht? Wie kann natürlich nicht einfallen, Fragen der Kunſtpolitik mit dem Vertheidiger Seiner Excellenz zu erörtern. Vielleicht aber erzählt er uns recht bald, warum nach dem „Verſchwinden von Hunderttauſenden“ nicht eine Unterſuchung verfügt und warum das nach der Lotteriegeſchichte gegen einen Beamten eröffnete Strafverfahren eingeleitet wor-

den ist. Das scheint mir wichtiger als die Verherrlichung der Kunstkennerchaft des Herrn von Palézieng. Einstweilen ist erwiesen, daß Graf Harrach nicht nur uneigennützig, sondern auch klug gehandelt, das Verwaltungsbudget verbessert und sich um die weimarische (und gesamtdeutsche) Kunst wesentliche Verdienste erworben hat; erwiesen auch, daß er durch eine Intrigue vom Platz gedrängt worden ist. Ich wiederhole heute den Satz: „Sobald der Großherzog diesen Thatbestand kennt, wird er, als Mann, als Fürst, als Soldat, nicht eine Stunde mehr zweifeln, wo die Schuld zu suchen, zu sühnen ist; wird er den Grafen, der ihm die Treue hielt, wenigstens hören“. Deshalb muß dafür gesorgt werden, daß er den Thatbestand kennen lernt; vielleicht erinnert er sich dann der Urtheile, die er aus dem Munde der Großherzogin Pauline, der Großherzogin Karoline (die dem groben Schweizer sehr gelegen starb) und der Prinzessin Hermine von Reuß über Herrn von Palézieng vernommen hat. Noch einer anderen Zustand aber kann die Sache nicht gleichgiltig sein. Der weimarische Oberhofmarschall trägt die Uniform des preussischen Generals. Er ist öffentlich von einem Kameraden beschuldigt worden, mit einem Privatbrief unter erschwerenden Umständen „Mißbrauch getrieben“ und eine Verfehlung, die den Museumsfonds um Hunderttausende schädigte, nicht auf dem für solche Fälle gewiesenen Weg verfolgt zu haben. Wie mir scheint, muß schleunig festgestellt werden, ob hier eine haltlose Verdächtigung oder die Behauptung erweislich wahrer Thatfachen vorliegt. Geschieht es nicht in Weimar, so muß es in Berlin geschehen. Die Weimaraner hätten freilich, nach all den Skandalen der letzten Jahre, Grund genug, selbst für die Abhanntung ihrer schönen Stadt zu sorgen. Im Herbst 1823 sagte Goethe zum Kanzler von Müller: „Hier geschehen so viele Albernheiten, daß ich mich nur durch persönliche Würde im Ausland vor beleidigender Nachfrage schützen kann, mich aber schäme, aus Weimar zu sein, und gern wegzöge, wenn ich nur wüßte, wohin.“ Diese dunklen Tage dürften der Altstadt nie wiederkehren. Keulich fragte ich, ob der Hund des Kubry etwa noch immer durch Weimars Straßen spuke; nachher fiel mir ein, daß ein anderer Vergleich neuer mit alter Zeit noch näher liege: der Vergleich der Museumsache mit der Geschichte des goethischen Theaterbaues. Noch ehe das Hofschauspielhaus abgebrannt war, hatte Goethe mit Coudray den Grundriß eines neuen Theaters besprochen. „Wir hatten uns von einigen der vorzüglichsten deutschen Theater Grund- und Durchschnittsrisse kommen lassen; und indem wir daraus das Beste benutzten und das uns fehlerhaft Scheinende vermieden, haben wir einen Riß, der sich sehen lassen kann, zu Stande gebracht. Sobald der Großherzog ihn genehmigt, kann mit dem Bau begonnen werden; und es ist keine Kleinigkeit, daß dieses Unheil (der Theaterbrand vom zweiundzwanzigsten März 1825) uns, sehr merkwürdiger Weise, so durchaus vorbereitet findet.“ In einem neuen Haus, meinte man, seien auch neue Dekorationen und Kostüme nöthig und ohne Ausfüllung der im Personal entstandenen Lücken werde es nicht gehen; woher aber die Mittel nehmen? Die, antwortete Goethe, sind leicht zu haben: man soll künftig auch an Sonntagen spielen. „Der weimarische Hof ist zu gut und zu weise, als daß er eine Maßregel hindern sollte, die zum Wohl der Stadt und einer bedeutenden Anstalt gereicht.“ Am zehnten April erzählte er bei Tisch, Karl August habe den Grundriß genehmigt und angeordnet, daß mit den Arbeiten sofort begonnen werde. „Wir hatten mit allerlei Segeneinwirkungen zu kämpfen, sind zuletzt aber glücklich durchgedrungen: der Riß ist vom Großherzog eigenhändig unterschrieben und erleidet nun

keine Aenderung mehr. Freuet Euch also: denn Ihr bekommt ein sehr gutes Theater.“ Sie sollten es nicht bekommen. Die Grundmauern standen schon: da wurde auf Allerhöchsten Befehl die Arbeit eingestellt. Die Gegenpartei hatte doch schließlich noch gesiegt. Der Plan Goethes und Coudraus war verworfen und ein anderer Architekt mit dem Bau betraut worden. „Sie hatten“, sagte Goethe, „dem Großherzog von der Seite des Kostenpunktes und großer Ersparungen, die bei dem veränderten Plan zu machen wären, beizukommen versucht und es ist ihnen gelungen. Der Großherzog meint, ein Thea'er brauche keineswegs ein architektonisches Prachtwerk sein; es sei doch nur ein Haus, das den Zweck habe, Geld zu verdienen.“ Ist's nicht wie heute? Die Museumsverwaltung hat kein Geld. Der Mann, der bewiesen hat, daß ers herbeizuschaffen vermag, wird, weil er zu viel ausgabe, beseitigt und die siegende Clique schreit: Jetzt sind wir aus der Noth und können billiger wirtschaften! (Die schlechte Wirtschaft des Grajen Kestler sollte auch durch die Behauptung glaubhaft gemacht werden, er habe „für theures Geld recht geringwerthige Kunstwerke“ ins Museum gebracht. Das theure Geld hatte er herbeigeschafft; und dafür Bilder von Konet, Trübner, Knyfelberghe, Olde, Hagen und sechs große Gemälde von Ludwig von Hofmann gekauft. Alle zusammen für fünfzigtausend Mark. Das waren die theuren und recht geringwerthigen Kunstwerke.) Ist's nicht beinahe wieder eben so wie vor achtzig Jahren? Als Karl August sich aber von den Sparmeistern beschwären ließ, saß er ein Halbjahrhundert auf dem Thron und konnte sich ansehnlicher Leistungen rühmen. „Wägen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, Etwas zu thun, das dem Land zum Wohl gereichte und geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. Für sich persönlich: was hatte er denn von seinem Fürstenstand als Last und Mühe? Ist seine Wohnung, seine Kleidung und seine Tafel etwa besser bestellt als die eines wohlhabenden Privatmannes? Man gehe nur in unsere Seestädte und man wird Küche und Keller eines angesehenen Kaufmanns besser bestellt finden als beim Großherzog. Was war sein Herrschen als ein beständiges Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohl seines Volkes? Soll ich mit Gewalt ein Fürstentnecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines Fürsten bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist.“ So sprach der Dichter, der bekennen durfte: „Ich will just nicht damit prahlen, aber es lag tief in meiner Natur: ich hatte vor der bloßen Fürstlichkeit als solcher, wenn nicht zugleich eine tüchtige Menschennatur und ein tüchtiger Menschenwerth dahinter steckte, nie viel Respekt; es war mir selber so wohl in meiner Haut und ich fühlte mich selber so vornehm, daß ich es nicht eben sonderlich merkwürdig gefunden haben würde, wenn man mich zum Fürsten gemacht hätte. Als man mir das Adelsdiplom gab, glaubten Viele, wie ich mich dadurch möchte erhoben fühlen. Allein (unter uns) es war mir nichts, gar nichts! Wir frankfurter Patrizier hielten uns immer dem Adel gleich; und als ich das Diplom in Händen hielt, hatte ich in meinen Gedanken nichts weiter, als was ich längst bejessen“ ... Wer von Goethe spricht, hält sich leicht allzu lange auf. Und ich wollte doch nur erwähnen, daß Fehler, die Karl August nach fünfzigjähriger Regierung ohne wesentliche Einbuße an seinem Ruf machen durfte, einem jüngeren Fürsten nicht so schnell vergessen würden.

Circus BuschTäglich Abends 7^{1/2} Uhr**ROM**

Grosse Original Ausstattungs-Pantomime in 7 Bildern.

Besonders hervorzuheben: Das Radium-Ballet. Die grossen Kampfspiele im Circus Caligula. Die Todesfahrt über die zersprengte Brücke. Brand und Zusammensturz des Castor-Tempels. Feenhafte Licht- und Wasserspiele, sowie das grosse Galaprogramm.

Novello-Truppe. Indien in Berlin.
Gebr. Brockmann Radfahrten im Todes-Globus.**Allen die sich matt und elend fühlen,**

nervös und energielos sind, gibt Sanatogen neuen Lebensmut und Lebenskraft. Von mehr als 4000 Professoren und Aerzten glänzend begutachtet. Zu haben in Apotheken und Drogerien. Broschüren gratis und franko durch Bauer & Cie., Berlin SW. 48.

OPEL Rüsselsheim ^aM.
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen**Riviera-Fahrten der
Hamburg-Amerika Linie**

vom 10. Januar bis 3. Mai 1907

von
Genua via **San Remo**-**Monaco** nach **Nizza**
und umgekehrt
mit Salondampfer „Prinzessin Heinrich“

Abfahrt von Genua	jeden Dienstag, Donnerstag und Sonnabend	9 ³⁰ Uhr morg. mitteleur. Zeit
„ „ San Remo	2 ³⁰ „ nachm. „	Pariser „
„ „ Monaco	4 ³⁰ „ „	„
Ankunft in Nizza	4 ³⁰ „ „	„
Abfahrt von Nizza	jed. Montag, Mittw. u. Freitag	9 ³⁰ Uhr morgens Pariser Zeit
„ „ Monaco	10 ³⁰ „ vorm. „	„
„ „ San Remo	12 ³⁰ „ nachm. mitteleur. „	„
Ankunft in Genua	5 ³⁰ „ „	„

Für diese Fahrten (ganze Strecken und Teilstrecken) werden einfache Fahrkarten und Rückfahrkarten, letztere für die ganze Saison gültig, durch alle größeren Reisebureaux, durch unsere Hauptagenturen und durch unsere Agenturen in Genua, Nizza, Monte-Carlo, Mentona und San Remo ausgegeben, auch an Bord sind diese Karten erhältlich. — Zusammenstellbare Rundfahrtscheine sind bei den Ausgabestellen für zusammenstellbare Fahrscheine, sowie in den Reisebureaux erhältlich. Genuas Fahrpreise und sonstige Einzelheiten siehe besonders Riviera-Prospekt des

Seebüro-Dienstes
der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 8,
Johannisbollwerk 16.**Genua-San Remo-Monaco-Nizza**

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7 Uhr.
Freitag, d. 25., Sonnab., d. 26., Sonntag, d. 27./1.

Romeo u. Julia

Montag, d. 28./1. 7 $\frac{1}{2}$ U. Das Wintermärchen

Kammerspiele.

Freitag, den 25., Sonnabend, den 26. und Montag, den 28./1. 8 U.

Frühlings Erwachen.

Sonntag, d. 27./1. **Das Friedensfest.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Thalia-Theater

Heute u. folgende Tage: 8 Uhr.

Eine lustige Doppel-Ehe

Sonntag, den 27./1. Nachm. 3 $\frac{1}{2}$ U. Charleys Tante.

Theater des Westens.

Freitag, den 25., Sonnabend, den 26., Sonntag, den 27. und Montag, den 28./1. 7 $\frac{1}{2}$ U.

Cousin Bobby

(Fritz Werner als Gast).
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Neues Theater

Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 25., Sonnabend, den 26., Sonntag, den 27. und Montag, den 28./1.

Lyngaard & Co.

Schauspiel in 4 Akten v. Hjalmar Bergström.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Lortzing-Theater

Belle Alliancestr. 7/8. Dir. Max Garrison.
Freitag, den 25. u. Sonntag, den 27./1. 7 $\frac{1}{2}$ U.

Der Mikado.

Sonntag, den 26./1. 7 $\frac{1}{2}$ U. **Der Troubadour**
Montag, den 28./1. **Geschlossen.**
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Der Teufel lacht dazu

Große Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 8 Bildern von Julius Freund.
Musik von Victor Hölzender.

Besetz.
Joseph.

Massary.
Giampietro.

Phila Wolff.

Cabaret Unter den Linden 22.
Geöffnet v. 11 Uhr nachts bis 4 Uhr.
Eliteprogramm Schlager auf Schlager.

Schriftsteller!

Bekannter Verlag über. Ritter.
Werke aller Art. Trägt teils die
Kosten. Auss. günst. Beding.
Off. unt. B. M. 205. an Haasen-
stein & Vogler, A.-G., Leipzig.

„Observer“ Unternehmen für
Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4,
liest alle hervorragenden Tagesjournale, Fach-
und Wochenschriften aller Staaten und ver-
sendet an seine Abonnenten

Zeitung-Ausschnitte

über jedes gewünschte Thema.

— Prospekte gratis. —



GERBODE'S

unsortierte Hand-Arbeit

Nur Qualität. Keine unnütze Verteuerung durch
verschwenderische Ausstattung.

— 3 Spezialmarken —

1. M. 6.— 2. M. 7.— 3. M. 8.—

Diese 300 Cigarren zu M. 21.— franko Inland.

Carl Gerbode, Berlin C. 31
Spittelmarkt II., Etage. Telephon Amt I 4916.

Stammhaus Gießen. Lieferant höchster Hothaltungen.

Berliner-Theater-Anzeigen

Neues Schauspielhaus und Mozartsaal.

Am Nollendorfsplatz Anfang 8 Uhr.
Freitag, den 25./1. Die Hochzeitsstachel.
Sonnabend, den 26. u. Sonntag, den 27./1.

Herthas Hochzeit.

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Jeden Freitag. Populäres Sinfonie-
Concert d. Mozartsaal-Orchesters
Jeden Sonntag. Populäres Concert d.
Mozartsaal-Orchesters. Dirigent
Hofkapellmeister Paul Prill.

Komische Oper

Freitag, den 25. u. Sonntag, den 27./1. 8 U.

Toska

Sonnab., d. 26./1. 8 U. Hoffmanns Erzählungen
Montag, d. 28./1. 8 U. Zierpuppen. Don Pasquale
Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Kleines Theater.

Freitag, den 25. Sonnabend, den 26. und
Sonntag, den 27./1. 8 Uhr

Eine triviale Komödie für seriöse Leute.

Montag, d. 28./1. 8 U. Ein idealer Gatte.
Weitere Tage siehe Anschlagstafe.



Bester Briefmarken
MAX HERBST Malteserstr. 3.

Also sprach Herakleitos.

„Ober das All.“ Deutsch v. Dr. Maximil. Kohn
Es giebt noch keinen rein deutschen Heraklit
Man kennt nur sein „Alles ließt.“ Vielleicht ist
der Stammvater alles Evolutionismus Vieles in
deutschem Gewande lieb. — Preis 60 Pfg.
Hamburg (24). Verlag Eigen (Dr. Kohn)

Lustspielhaus in Berlin

Täglich. Abends 8 Uhr.

Masurenfieber

Sonntag, den 27./1. Nachm. 3 Uhr.

„Unsere Käte.“

Weitere Tage siehe Anschlagstafe.

Zweite vermehrte Auflage.
Dr. W. Rudeck,

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

514 Seiten in 58 interess. Illustrationen 10 Mk
Leinwbd. 11,50 Mk. Halbfz. 12 Mk

... Offenbart sich diese göttliche Rück-
sichtslosigkeit und völlig schleierlose Nackt-
heit genügend im Text, so bedauern wir nur
die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der
öffentl. Unsittlichkeit hätte heißen müssen.
Dies Werk enth. d. beste Satire der gut. alten
Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg.
früher. (Berl. Klin. Monatschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
sittengeschichtl. Verlag gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30.,
Landshuterstr. 2.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * Künstler Doppel-Konzerte.

REISEBUREAU SPATZ, HALLE a. S.

(vom Deutschen Offizier-Verein empfohlen)

veranstaltet im Frühjahr 1907

3 Gesellschaftsreisen mit eigenem Dampfer

nach

Ägypten, Jerusalem, Athen, Corfu,

Italien, Sicilien, Tunis und Algier.

Ausführliche Prospekte kostenlos.

**Waldpark-Sanatorium
Blasewitz bei Dresden.**

Magen-, Darm- Stoffwechsel-, Herz-, Nervenkr.

3 Spezialärzte.

Winterkuren.

Sämtliche mod. Kurmittel.
Aller Comfort. — Prospekte.

Besitzer: **Dr. Fischer.**

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen
bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

Kranke (auch heftigste) Rekonvaleszenten u. Erholungsbedürftige. „Beschränkte Krankenzahl“

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

Zehlendorf bei Berlin, Wannseebahn

Physikalisch-diätetische Therapie (Naturheilmethode).

Verlag von Georg Stike in Berlin NW 7

Winterkuren — Frühjahrskuren



Oberwaid
b. St. Gallen. (Schweiz)

Sanatorium ob. d. Bodensee,
auch zur Erholung u. Nach-
kur. Physikal.-diätet. Heil-
weise nach Dr. Lahmann.
Subalpines mild. Klima. Herrl.
Lage. Illustrierte Prospekt frei.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.

Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
Schulkonferenz. Kollege Bismarck.
Gips. Gemosse Schmalfeld. Franco-
Russe. Der Fall Klausner. Die beiden
Leo. Der heilige Rock. Das goldene
Horn. Der korsische Parvenu. Der
heilige O'Shea. Nicia und Erfurt.
Mahadö. Die ungehaltene Rede. Eine
Mark Fünzig. Trüffelpurde. Verein
Golzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
prema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
a. D. Lessings Doublette. Maupassant.
Der Fall Apostata. Geprüfte Worte.
Die romantische Schule. Menuet. She-
Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige
Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2/4-
Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
Ententeich.

Jeder Band 87. 14 Bogen elegant broschiert.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Ermahnung.

**Gebt Euren Mädels und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.**

Poetko's Apfelsaft ist süßiges frisches Obst. Alkohol-
frei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheits-
getränk für Kinder. Nervöse. Genessende. Versand in Kästen,
à 30 Fl. z. 40 Pf., Auslese 50 Pf. p. Fl. excl. Gl. ab Guben.

Ferd. Poetko, Guben iB.

Größte Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Probefläschen stehen den Herren Aerzten umsonst zur Verfügung.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 57. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—13. I. Quartal des XV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägung etc. zu n.
Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

Ohne guten Magen kein Wohlbefinden

NURAL hilft die Speisen im Magen verdauen, bewirkt regen Appetit, hebt die Kräfte, beseitigt schlechte Verdauung.

Höchst wohlschmeckend, unschädlich, seit 11 Jahren von Tausenden von Aerzten mit gross. Erfolg als diätet. Nähr- u. Magenverdauungs-Mittel vielseit. verordnet für mässige u. verdauungschwache, blutarme, bleichsüchtige, nervöse, schwächl. Erwachsene u. Kinder. Broschüre gratis $\frac{1}{2}$ P. oberl. M. 1,75. $\frac{1}{2}$ Pfl. (ca. $\frac{1}{2}$ kg Inhalt) M. 3.— franko. Ehältlich in den meisten Apotheken, sonst direkt v. **Kiewe & Co.** G. m. b. H., Nuralfabrik, Dresden D 15.

Mehr als 900 glänzende ärztl. Urteile: Dr. med. Fülle, dirig. Arzt des Ostsee-Sanatoriums Z. ppot. 5. Nov. 1904: „Mit dem NURAL bin ich sehr zu jeden und habe hier schon Hunderte von Plä-chen verordnet,“ und am 14. März 1905: „Es ist eben wirklich ein vorzügliches Präparat.“

Cabinet-Comet
Graeger
Seect
Gold & Silber
Zu beziehen durch
Weinhandlungen
Carl Graeger
Seect-Kellerei
Hochheim a. M.

Annener Gusstahlwerk (Actien-Gesellschaft).

Die General-Versammlung v. 17. 11. 06. hat beschlossen, das Grundkapital der Gesellschaft um M. 520 000.— zu erhöhen. Diese Aktien sind v. d. Bankh. **Albert Schappach & Co., Berlin, Markgrafenstr. 48** derart übernommen worden, dass dasselbe den Inhabern v. 4 alten Aktien eine neue Aktie zum Kurse v. 103% + 4% Stückzinsen v. 1. 7. 1906 bis zum Tage der Uebernahme u. Schlussnotenstempel von heute ab bis zum 30. Januar 1907, Mittags 12 Uhr in den Vormittagsstunden v. 9—12 Uhr zum Bezuge anzubieten hat. Alles Nähere ist aus den bei der Firma **Albert Schappach & Co.** erhältlichen Formularen zu ersehen.

Annern, den 15. Januar 1907.

Annener Gusstahlwerk (Actien-Gesellschaft).

VERFASSER v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wizand.

Wissenswertes

für Denkende. Höchst lehrreiches Buch Preis M. 1,20. Preisüb. Bücher gratis. R. Oschmann, Konstanz No. 516.

— 60.—70. Tausend —

Die Elektrizität und ihre Technik

von Ingenieur **W. Beek**
Über 110 Druckbogen, mit 34 Tafeln, 1900 Text-Abbildungen sowie verschieden-
artigen Bellagen, 49 neue 3-axelbare Modelle
besitzt. Konstruktiven nebst Kritikerang.

Siebente vollständig ungebrauchte Auflage

Reinheft in 30 Heften à 30 Pf. und 3 Model-
lirhefte à M. 2,50, auch elegant gebun-
den in 3 Prachtbänden à 10 M. und ist
durch alle Hochbuchhandlungen zu beziehen.
Prospekte gratis und franko.

Unentbehrlich für Laien und Fachleute!
Ernst Weist Nachf., Verlagsbuchhandlung G. m. b. H.
Leipzig, Perthesstrasse 22

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Seeben erschien:

Einführung in die Deszendenztheorie.

Sechs Vorträge,
gehalten von

Karl Camillo Schneider,
a. o. Prof. a. d. Univers. Wien
Mit 2 Tafeln, einer Karte und 108 teils
farbigen Textfiguren.

Preis: 4 Mark.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der Verlagsbuchhandlung **Albert Langen in München** betreffend der neuen

Halbmonatsschrift „März“

Wir bitten diesem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.

All. Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von

ALKOHOL**Nervenschwäche** der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Echte Portweine!Sortiment No. 1, 3 Fl. sortiert, Mk. 4,20, Sortiment No. 2, 3 Fl. sortiert, Mk. 5,35, Sortiment No. 3, 3 Fl. sortiert, Mk. 7,60, Rotwein: St. Emilion per Fl. Mk. 0,75 3 Fl. Mark 2,85. Reinheit garantiert vers. p. Post inkl. Verpack. frko. Nachn. **L. G. Heintzen, Westerstede (Oldb.).** Wein-Import und Versandhaus.**Charakter-**

Analysen nach der Handschrift von P. P. Liebe haben zum Idealziel: dem Gemüt einen intimen Reiz einzufloßen, das persönliche Leben zu erweitern. Wissenschaft. Original-Methode, psychographische Praxis seit 1890. Auf briefliche Anfrage kostenlos: seriöse Broschüre u. Honorarbedingung für die Beschreibung Ihres Innenlebens.

P. P. Liebe, Schriftsteller in Augsburg.

Schockethal

D. Cassel. Bergr. Nordst. 1. u. 2. Str. No. 6. Dr. Schramm. W. 100. Prop. Tel. 101 Amt Cassel. Dr. Schramm.

Sanatorium f. Magen-, Darm-, Leberleidende u.

Gallensteinkranke

Operationslose Kur.

Dr. med. Schürmayer
Berlin SW., Königsgrätzer Str. 110 c.

Vergnügungs- u. Erholungs-Reisen zur See

Große Orientfahrt
ab Sonntag 19. Februar

Mittelmeerfahrten
während der Monate
Dezember, Januar, April u. Mai.

2 Mittelmeerfahrten
ab Samstag 27. November
und 1. März.

15 Reisen nach Ägypten
während der Monate
Dezember bis Mai.

Küstenfahrten
während der Monate
Januar bis Mai.

Nach der Kieler Woche
ab Sonntag 20. Juni.
Nach mehrere Entbehrungen bis Bremen.

Hamburg-Amerika Linie, Hamburg,
Abteilung Vergnügungsfahrten.

Nordlandfahrten
während der Monate
Juni, Juli und August.
4 Reiseabfahrten bis
Tromsøen.

**3 Reiseabfahrten bis zum
Nordpol.**

**3 Reiseabfahrten bis
Spitzbergen.**

**Reiseabfahrt nach
Island u. Spitzbergen.**

**Reiseabfahrt nach
Island u. den Färöer.**

**Fahrt nach herkömmlichen
Seereisen**
ab Hamburg a. Sonntag.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915

„ 7916

Kuxenabteilung.

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach ein-
schlagenden Geschäfte.

9-1 und 8-5 Uhr.

Berlin

HOTEL.

DER KAISERHOF

UMBAU VOLLENDET

Gr. Restaurant Kaiserhof

Grillroom Kaiserhof

Festsäle Kaiserhof

Grosse Halle Kaiserhof (4½-6 Five 6 clock. Konzert).

Liköressenzen

zur Herstellung von Rum, Cognac und sämtlichen anderen feinen Likören. 6 Flaschen 4 Mark franko. Liste gratis. **Max Arndt,** Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Elektr. Kuren

wirksamer

als alle anderen Kuren.

Grosser Erfolg. Selbst-

behandl. Apparate durch

Mich. A. bez. Preis. grat.

J. G. Brockmann

Dresden, Meissnerstr. 2.

Natürliches Karlsbader Sprudelsalz

ist das  allein echte Karlsbader Salz. 

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Belehen

Serenissimus?

Wih. Dener
Cognac-Likör



Serenissimus
Cognac-Likör

Herbst- u. Winterkuren. „Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibershausen

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische Kuren.

Nach allen Eigenschaften der Neuzeit eingerichtete, Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr geöffnet. Näheres Dr. med. Bartsch, dirg. Arzt oder Administration in Berlin S.W., Moeckerstr. 118.

Mit Riesenschritten

ging die Marke
MOËT & CHANDON

in Amerika vorwärts
und steht seit 1904
an erster Stelle

in der Exportliste für
Französischen Champagner
nach den Vereinigten
Staaten von Nordamerika

Der Versand betrug:
(Kisten à 12 Flaschen)

1900	4115	Kisten Moët & Chandon
1901	6418	" Moët & Chandon
1902	9177	" Moët & Chandon
1903	102,096	" Moët & Chandon
1904	127,763	" Moët & Chandon

Beliebteste Marke:

Gout Américain

White Star „sec“

Französischer Erzeugnis

